



Masterarbeit (GEO 511)
Isabelle Thurnherr (S08713851)
Betreuung: Dr. Karin Schwiter
Fakultätsmitglied: Prof. Dr. Christian Berndt
Zürich, 23. Juni 2014

„In der Not wachen illegale Engel“

Eine Diskursanalyse medialer Texte zum Thema
Care-Migration in der Schweiz

Titel: St. Galler Tagblatt (2011b): In der Not wachen illegale Engel. 28.02.2011.
Titelbild: © Microsoft Cooperation.

Vorwort

Ich danke meiner Betreuerin Dr. Karin Schwiter für ihre konstruktiven Kritiken und Hinweise und auch dafür, dass ich in Prof. Dr. Christian Berndts und ihrem spannenden Projekt über *Care-Markets* mitarbeiten durfte.

Ein spezielles Dankeschön richte ich an meine Schwester Nathalie, welche mir beim Editieren eine sehr grosse Hilfe war. Zudem danke ich Isabelle, Sandro und Lukas für ihre wertvollen Inputs.

Schliesslich geht ein grosser Dank an meine Eltern, die mir das ganze Studium überhaupt ermöglicht haben und mir dabei stets wunderbar zur Seite standen.

*Isabelle Thurnherr,
Zürich im Juni 2014*

Inhaltsverzeichnis

Abbildungen	1
Abkürzungen	1
Zusammenfassung	3
1. Einführung	5
2. Care-Migration in der Schweiz	7
2.1. Care und ihre Thematisierung in der Wirtschaftstheorie	7
2.2. Situation der Betagtenbetreuung in der Schweiz.....	8
2.3. Care-Migration.....	9
2.4. Hilfe aus dem Osten.....	11
2.5. Prekarität der Care-Migration	12
2.5.1. Arbeits- und Lebensbedingungen der Care-Migrantinnen	12
2.5.2. Rechtslage.....	14
2.6. Agenturen	16
2.7. Ungleichheiten	16
2.7.1. Geschlechterverhältnisse.....	16
2.7.2. Globale Ungleichheiten und <i>Care Drain</i>	17
2.8. Forschungsvorhaben	18
3. Methodik	19
3.1. Diskurstheorie und Diskursanalyse	19
3.1.1. Der Diskurs.....	19
3.1.2. Die Diskursanalyse	20
3.2. Mediendiskurs als öffentlicher Diskurs.....	22
3.3. Vorgehen	23
3.3.1. Datenerhebung.....	23
3.3.2. Datenauswertung	25
4. Ein boomendes Geschäft für dubiose Agenturen	27
4.1. Erst seit wenigen Jahren (NZZ, 08.11.2012).....	27
4.2. Ein Riesenbusiness (Blick, 22.07.2011)	27
4.3. Dubiose Agenturen	29
4.4. Intransparenz.....	32
4.5. Blinde Flecken und Schlussfolgerungen.....	33
5. Motive der Betreuungsbedürftigen und ihren Angehörigen	35
5.1. Daheim statt ins Heim (SI, 15.11.2010).....	35
5.2. Die öffentliche Finanzierung der Betagtenbetreuung	38
5.2.1. Herausfordernde Ausgangslage und Zukunftsszenarien.....	38
5.2.2. Unbefriedigendes heutiges System.....	39
5.3. Verändernde Familienstrukturen	40
5.4. Schlussfolgerungen und blinde Flecken	41

6. Care-Migration: Warum?	43
6.1. Ansehen der Betreuungsarbeit für ältere Menschen	43
6.2. Hungerlöhne (Blick, 17.12.2012b).....	44
6.3. Arbeitszeiten	46
6.4. Folgen des Live-in Settings.....	46
6.5. Rechtliche Situation.....	48
6.6. Überforderung	49
6.7. Isolation und psychische Belastung	50
6.8. Schlussfolgerungen und blinde Flecken	51
7. Geschlecht	53
7.1. Rolle der Männer	53
7.2. Die Pflege durch die Familie – genauer durch die Frauen (SI, 15.11.2010)	53
7.3. Frauen als Grund für die Care-Migration	54
7.4. Erwartungen an Frauen.....	55
7.5. Betreuungslücken in Osteuropa.....	56
7.6. Blinde Flecken und Schlussfolgerung.....	57
8. Motive der Betreuerinnen	59
8.1. Eine Verdienstmöglichkeit und ein hoher Lohn	59
8.2. Das Geld reichte gerade zum Leben (Tages Anzeiger, 12.03.2013)	60
8.3. Unterstützung der Familie.....	60
8.4. Migrieren um bleiben zu können.....	61
8.5. Ich möchte noch was leisten (SI, 15.11.2010)	61
8.6. Schlussfolgerungen und blinde Flecken	63
9. Diskussion	65
9.1. Diskussion mit Einbezug des wissenschaftlichen Diskurses.....	65
9.1.1. Der Markt und die Agenturen	65
9.1.2. Motive für die Anstellung einer Care-Migrantin	66
9.1.3. Gesellschaftliche Erwartungen an die Familie.....	68
9.1.4. Arbeits- und Lebensbedingungen der Care-Migrantinnen	69
9.1.5. Motive der Betreuerinnen	70
9.1.6. Geschlecht und Ethnie	71
9.1.7. Blinde Flecken.....	75
9.2. Der Mediendiskurs als öffentlicher Diskurs	76
9.3. Einschätzung der Situation in der Romandie.....	76
9.4. Formale Eigenheiten des Diskurses	78
10. Schlussbetrachtungen	81
10.1. Reflexion zum methodischen Vorgehen	81
10.2. Fazit der Analyse.....	81
10.3. Zukunft der Care-Migration und offene Fragen	82
Literatur	85
Analysierte Medienberichte	91
Persönliche Erklärung	97

Abbildungen

Abb. 1: Blick am Abend, 24.07.2013, Seite 5.	5
Abb. 2: Entwicklung der Anzahl Veröffentlichungen über die Care-Migration in den in dieser Studie untersuchten Medien.	25
Abb. 3: Anzahl Berichte über die Care-Migration pro untersuchte Herausgeberschaft.	25

Abkürzungen

EFTA	Europäische Freihandelsassoziation (Island, Liechtenstein, Norwegen, CH)
ILO	International Labour Organization (Organ der Vereinigten Nationen)
NZZ	Neue Zürcher Zeitung
NAV	Normalarbeitsvertrag
Obsan	Schweizerisches Gesundheitsobservatorium
OR	Obligationenrecht
SDA	Schweizerische Depeschenagentur (nationale Nachrichtenagentur der CH)
SECO	Staatssekretariat für Wirtschaft
SI	Schweizer Illustrierte
SRF	Schweizer Radio und Fernsehen
SRG SSR	Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft
VPOD	Verband des Personals Öffentlicher Dienste
ZGB	Zivilgesetzbuch

Zusammenfassung

In der Schweiz nimmt die Zahl der Betagten aus demografischen Gründen stetig zu (Bundesamt für Statistik 2010, 28). Der Bedarf nach Betreuung wächst und die Kosten für das Schweizer Gesundheitswesen steigen (Winker 2011, 5). Viele Seniorinnen und Senioren bevorzugen die individuelle Betreuung zu Hause gegenüber dem Umzug in ein Alters- oder Pflegeheim. Eine mögliche Lösung ist die Anstellung günstiger Arbeitskräfte aus östlichen EU-Staaten, die wegen der Personenfreizügigkeit verbesserte Chancen auf eine Anstellung in der Schweiz haben (Medici und Schilliger 2012, 18). Meist sind es Frauen, die in den Privathaushalt einer hilfebedürftigen Person in der Schweiz migrieren und die Betagtenbetreuung *live-in* übernehmen. Viele dieser Betreuungspersonen stammen aus Polen, Ungarn, Ostdeutschland oder der Slowakei und bleiben für ungefähr zwei bis 13 Wochen in der Schweiz um für die identische Zeitperiode wieder in ihre Heimat zu reisen; sie wechseln sich mit einer anderen Care-Migrantin oder einem anderen Care-Migranten ab (Schilliger 2013, 149). Das steigende Medieninteresse an diesem Phänomen prägt dessen Wahrnehmung in der Bevölkerung.

In der vorliegenden Studie wird der Diskurs der Schweizer Medien über diese kommerzielle 24-Stunden-Betagtenbetreuung in Privathaushalten durch Osteuropäerinnen analysiert. Dazu wurde in ausgewählten Zeitungen, Fernseh- und Radiosendungen nach Beiträgen über die Care-Migration gesucht. Mittels einer Diskursanalyse nach Foucault wurden die gefundenen Texte auf Regelmässigkeiten, Unterschiede und Ungesagtes untersucht. Abschliessend wurden fünf Diskursstränge selektiert und durchleuchtet. Allgemein ist der Diskurs in den Medien ziemlich homogen und stark mit dem Wissenschaftsdiskurs verschränkt. Es konnten diverse diskursive Ereignisse aufgedeckt werden, die das Medieninteresse vorübergehend vergrösserten. Ausserdem fiel auf, dass in den Medien der französischsprachigen Schweiz kaum über die Care-Migration berichtet wurde. Mögliche Folgen des Mediendiskurses sind beispielsweise eine einseitige Schuldzuweisung prekärer Arbeitsbedingungen an die Agenturen und den Staat bei gleichzeitiger Befreiung der Schweizer Haushalte von jeglicher Verantwortung, das Eintreten des boomenden Markts als selbsterfüllende Prophezeiung oder die Ignoranz von Care-Migrantinnen und Care-Migranten, die dauerhaft in der Schweiz leben möchten. Die Diskursanalyse fordert demzufolge den existierenden Macht-Wissens-Komplex heraus.

1. Einführung

Pflegerinnen als **moderne Sklaven**

AUSBEUTUNG →
Das Geschäft mit Billig-Pflegerinnen boomt. Diese arbeiten fast 24 Stunden zu Dumpingpreisen.

Soziologen gehen davon aus, dass es bis 2030 170 000 bis 230 000 pflegebedürftige Menschen gibt. Ein riesiges Business für Konkurrenten der Spitex.

Doch während private Pflegeagenturen Tausende von Franken pro Monat in Rechnung stellen, bezahlen sie den Pflegepersonen nur einen Bruchteil davon.

Dies geht aus dem aktuellen Bericht des Schweizerischen Gesundheitsobservatoriums (Obsan) hervor.

Eine Familienangehörige im Obsan-Bericht: **«Die Betreuerin erzählte, sie bekomme nur etwa 1000 Franken.»** Die Pflegepersonen stammen vor allem aus Polen, der Slowakei, dem Kosovo und Deutschland.

«Leider gibt es Agenturen, die Menschen aus dem Ausland unter miserablen Arbeitsbedingungen anstellen. **Problematisch ist es, wenn sich Angestellte schwarz in der Schweiz aufhalten und sich deshalb verstecken müssen**», erklärt Isabel Küffer vom Spitex Verband Schweiz. Der frühere Zürcher Stadtarzt Albert Wettstein sagt: **«Die Zukunft liegt in diesem Modell, wenn Ausbeutung ausgeschaltet wird und kompetente fachliche Beratung garantiert ist. kmu**



Gutes Geschäft
Russische Pflegerin hilft Senior.

Abb. 1: Blick am Abend, 24.07.2013, Seite 5.

In den letzten Jahren wird in den Zeitungen, im Fernsehen und im Radio immer wieder von den osteuropäischen Frauen¹ berichtet, die in der Schweiz eine Hausbetreuung von Betagten zu „Tiefstlöhnen“ (Beobachter, 21.07.2011) anbieten. Laut Schilliger (2013, 143) sind sie ein „Dauerbrenner in den (Deutsch-)Schweizer Medien. Nach Jahren der Tabuisierung ist die mediale Debatte um Care-Migrantinnen in der Schweiz lanciert“. Im Sommer 2013 – zum Zeitpunkt des Entschlusses diese Masterarbeit zu verfassen – erreichte sie einen ersten Höhepunkt der Medienpräsenz: Im Schweizer Radio und Fernsehen (SRG SSR) wurden ein Dokumentarfilm und diverse Fernseh- und Radiosendungen über die in der Schweiz betreuenden Osteuropäerinnen ausgestrahlt. Im selben Zeitraum wurde ausserdem ein Bericht des Schweizerischen Gesundheitsobservatoriums (Obsan) über die Care-Migration herausgegeben und dessen Resultate in diversen grossen Schweizer Zeitungen veröffentlicht. Zudem wurde in den Medien mehrfach über ein faireres Alternativangebot der Caritas informiert. Durch diese Berichterstattungen hat das Phänomen einen höheren Bekanntheitsgrad erlangt und wird in der Öffentlichkeit und Poli-

¹ Ich verwende in dieser Studie für die osteuropäischen Betreuenden die weibliche Form. Damit passe ich mich nicht ohne zu hinterfragen dem Diskurs an. Ich entschied mich bewusst für die weibliche Form, um zu betonen, dass die überwiegende Mehrheit der Care-Migranten und Care-Migrantinnen in der Schweiz weiblich ist. Es ist mir klar, dass ich damit die zahlenmässig unterlegenen männlichen Betreuer als Minderheit unsichtbar mache.

tik nun vermehrt diskutiert. Die Meinungen variieren von Win-Win-Win-Situation bis hin zu moderner Sklaverei. Ist es eine Gewinnsituation für drei Parteien: für die Pflegebedürftigen, ihre Angehörigen wie auch für die osteuropäischen Betreuerinnen? Oder ist es eine „Schweinerei“ (Basler Zeitung, 25.05.2010c) und gnadenlose Ausbeutung von Frauen aus Niedriglohnländern – also besonders verletzbarer Personen?

Ziel dieser Arbeit ist es, die Diskussion um das „öffentliche Geheimnis“ Care-Migration (Metz-Göckel 2010a, 11) – am Beispiel des Mediendiskurses – zu analysieren. Er ist ein wegweisender Teil der öffentlichen Schweizer Debatte und wird als Träger von Wissen untersucht (Jäger und Jäger 2007, 18). Diskurse strukturieren und klassifizieren die Gesellschaft: Sie produzieren Ordnung, indem sie Regeln, Normen, Maximen und Alltagsdenken beeinflussen und erschaffen (Waite 2010, 239). Einerseits wird der Diskurs durch die Äusserungen der Autorinnen und Autoren der Medienberichte erkennbar, andererseits stimulieren diese Aussagen die Wertvorstellungen der Leserschaft, Zuschauer und Zuhörerinnen und damit auch deren Umfeld.

Die Motivation für diese Studie ist vielseitig. Die Thematik ist jung, sehr aktuell und es gibt noch kaum Forschung dazu. Die Politik ist auf der Suche nach Lösungen für eine verbesserte Kontrolle der Arbeitsbedingungen dieser Hausangestellten. Massnahmen werden auf den Konstruktionen des öffentlichen Diskurses aufbauen und davon abhängen, wie die verschiedenen Akteure und Akteurinnen von der Öffentlichkeit dargestellt werden. Dafür ist es hilfreich aufzudecken, wie das Phänomen in der Gesellschaft diskutiert wird und welche Aspekte ungesagt bleiben oder zum Schweigen gebracht werden. Eingebettet ist die Care-Migration in mehrere geographische Forschungsbereiche: Sie ist ein Phänomen der Neoliberalisierung und Globalisierung. Weiter zeigt sie das Entstehen neuer Märkte – die *Marketization* (siehe Berndt und Boeckler 2012). Zudem beinhaltet sie diverse Aspekte der Geschlechter- und Hausarbeitsforschung.

Die Masterarbeit ist in vier Teile gegliedert. Der erste Teil erläutert den momentanen Stand der Forschung über die Care-Migration in der Schweiz. Anschliessend wird die Methodik der Diskursanalyse erläutert und die Fragestellung konkretisiert. Im dritten Teil werden ausgewählte Diskursstränge und Themen des Schweizer Mediendiskurses zur Care-Migration analysiert. Schliesslich werden die Resultate und mögliche Folgen des Diskurses diskutiert und mit dem Wissenschaftsdiskurs verglichen.

2. Care-Migration in der Schweiz

2.1. Care und ihre Thematisierung in der Wirtschaftstheorie

Der Begriff Care ist englisch und kann nicht in einem einzigen Wort ins Deutsche übersetzt werden. Er beinhaltet eine Vielfalt von Aktivitäten, welche dem Wohl und der Gesundheit von Personen dienen, die diese Tätigkeiten nicht oder nur eingeschränkt ausführen können (Yeates 2004, 371). Meistens sind dies Kinder, Kranke, Behinderte oder Betagte. Man differenziert zwischen *caring for* und *caring about*. Ersteres umfasst physische Arbeiten wie beispielsweise Kochen, Waschen oder Putzen, die hauptsächlich das materielle Wohl einer betreuungsbedürftigen Person betreffen. *Caring about* definiert hingegen emotionale Beziehungsarbeit wie die Vermittlung von Zuneigung, Interesse oder Mitgefühl (ebd.).

Um die Mitte des 20. Jahrhunderts sprach man anstelle von Care meist von Reproduktionsarbeit. Diese wurde damals in der Schweiz grösstenteils von Frauen verrichtet (Duden 2009, 23). Sie umfasste die gesamte unbezahlte Haus- und Sorgearbeit und wurde als das Gegenteil der Lohnarbeit betrachtet. Weder die Hausfrau noch ihre Arbeit waren damals erkenntniswürdiger Gegenstand für die Wissenschaft (ebd., 21). Hausarbeit wurde als Natur des weiblichen Geschlechts angesehen und für selbstverständlich gehalten (ebd.). Mit der Frauenbewegung in den 1970er-Jahren wurde diese Sichtweise öffentlich kritisiert. Die Hauswirtschaft wurde zu einem Kerngebiet der Geschlechterforschung. Beispielsweise wird in Frage gestellt, weshalb Berufsarbeit männlich kodiert und hoch angesehen ist, während Versorgungsarbeit trivialisiert wird (Lutz 2010, 26).

In der verbreiteten Definition von Care werden heute zusätzlich die bezahlten Erziehungs- und Betreuungstätigkeiten in Institutionen wie Kindergärten, Schulen und Altersheimen miteinbezogen (Madörin 2010, 86). Diese Arbeit wird ebenfalls überwiegend von Frauen ausgeführt (Winker 2011, 4). Dies widerspiegelt vorherrschende Geschlechterverhältnisse: Fürsorge wird heute immer noch stärker mit Weiblichkeit verbunden als mit Männlichkeit (Baghdadi und Schöne 2011, 193).

Knobloch (2013, 9) definiert die *Care-Ökonomie* als Wirtschaftstheorie des Sorgens. Diese revolutioniere das ökonomische Denken, da sie nicht so funktioniere wie die meisten anderen wirtschaftlichen Disziplinen: Care-Tätigkeiten kann man durch technische Innovationen oder effizientere organisatorische Gestaltung von Arbeitsabläufen nicht gleichermassen rationalisieren wie die Güterproduktion. Die Kosten für die Betreuungsarbeit steigen kontinuierlich bei gleicher oder sogar verminderter Leistung. Deshalb geraten staatliche Care Dienstleistungen immer mehr in den Fokus neoliberaler Rationalisierungspolitik (Winker 2011, 5). Gespart werden kann nur noch, indem die Löhne weiter gesenkt werden oder indem mit Arbeitsverdichtung und minutengenauen Vorgaben die Leistungen vorangetrieben werden (ebd.). So bleiben Care-Aktivitäten schlecht bezahlt und wenig angesehen.

2.2. Situation der Betagtenbetreuung in der Schweiz

Oft wird davon ausgegangen, dass die Betagtenbetreuung in der Vergangenheit stets innerhalb der Familie geschah. Doch diese Annahme ist falsch. Bereits im 16. Jahrhundert fand in der Schweiz eine Kommunalisierung der Umsorgung alter Menschen statt. Meist waren die Bürgergemeinden zuständig für die Betagten. Dafür errichteten sie Bürgerheime, die sich allmählich in Altersheime umwandelten (Höpflinger 2013, 68-69). Folglich war schon früh die Gemeinschaft und nicht nur die Familie für die Versorgung der Senioren und Seniorinnen verantwortlich.

Noch heute weist die Schweiz im internationalen Vergleich hinter Island den zweithöchsten Anteil an stationärer Altersbetreuung auf (Huber et al. 2009, 90). Über drei Viertel der öffentlichen Ausgaben für die Langzeitbetreuung werden in institutionelle Pflegeleistungen investiert (Huber et al. 2009, 100). Während beispielsweise in Deutschland ungefähr 70 Prozent der über 65-jährigen betreuungsbedürftigen Personen zu Hause umsorgt werden, sind dies in der Schweiz nur etwa 44 Prozent. Eine mögliche Erklärung dafür ist die Besonderheit, dass in der Schweiz familiäre Betreuungsleistungen nicht direkt öffentlich unterstützt werden (Höpflinger 2013, 70). In den meisten anderen westeuropäischen Ländern existieren solche finanziellen Abfindungen (ebd.). In der Schweiz sind sie momentan zwar auch in Diskussion, doch ist der Trend im Gesundheitssystem eine Ökonomisierung und Privatisierung. Spitalaufenthalte werden verkürzt und Spitexleistungen neu im 5-Minutentakt abgerechnet. Die als Betreuung bezeichneten Dienstleistungen, die häufig über Monate oder Jahre hinweg nötig sind, müssen in der Regel aus der eigenen Tasche bezahlt werden (Van Holten et al. 2013, 14). Dies führt dazu, dass sich viele Schweizerinnen und Schweizer finanziell keine kostenpflichtige Betreuung leisten können oder wollen. So wird heute in der Betreuung und Pflege alter Menschen fünf bis acht Mal mehr unbezahlte Arbeit von Familienmitgliedern, Bekannten und Nachbarn geleistet als bezahlte Arbeit durch beispielsweise die Spitex oder Hausangestellte (Flügel 2013, 128). Insgesamt wird der Wert der unbezahlten Pflege von Erwachsenen im eigenen und fremden Haushalt auf 3,1 Milliarden Schweizer Franken pro Jahr geschätzt (Zumbrunn und Bayer-Oglesby 2010, 276).

Für die Angehörigenbetreuung ist an erster Stelle meist – sofern vorhanden – die Lebenspartnerin beziehungsweise der Lebenspartner zuständig. Dies gilt für Männer ebenso wie für Frauen. Jedoch betreuen Frauen viel häufiger, weil Männer eine tiefere Lebenserwartung aufweisen und dabei meist eine jüngere Partnerin haben (Höpflinger 2013, 73). Auch Töchter sind zentrale Unterstützungspersonen im Alter, während Söhne weniger häufig als Betreuer aufgeführt werden (Höpflinger et al. 2011, 11). Geschlechternormen weisen die Betreuung den Frauen zu: Care-Arbeit ist, wie bereits im Kapitel 2.1. erwähnt, sehr stark mit Weiblichkeit attribuiert (Stingelin, Schilliger und Baghdadi 2012, 5). Aktuellen Statistiken zufolge wächst momentan die Anzahl Söhne, die sich um ihre hilfebedürftigen Eltern kümmert. Ein denkbarer Grund dafür ist, dass bei gesunkener Geburtenrate mehr ältere Menschen keine Töchter aufweisen (ebd.). Der weitaus grösste Teil der Betreuung betagter Menschen wird aber immer noch von weiblichen Angehörigen erbracht (Flügel 2013, 128). Teilweise ist eine Erwerbsreduktion nötig, was zu Lohneinbussen der Betreuenden führt. Ebenso entstehen Opportunitätskosten für die Zeit, während der unbezahlte Hilfe geleistet wird (Van Holten et al 2013, 14). Mögliche Folgen sind geringere Chancen auf dem Arbeitsmarkt, eine verschlechterte soziale Absicherung, weniger Ausbildungs-Möglichkeiten und ein höheres Armutsrisiko (EBG 2010, 24).

Allgemein geniessen personennahe Tätigkeiten wie Betreuung und Pflege in der Schweiz nur ein bescheidenes Ansehen (Winker 2011, 4) und sind sowohl in staatlichen als auch privatwirtschaftlichen Dienstleistungsbereichen verhältnismässig gering entlohnt (Van Holten et al 2013, 14). Laut Winker (2011, 2) wird in einer kapitalistischen Gesellschaft auch die Care-Arbeit hauptsächlich darauf ausgerichtet, grosse wirtschaftliche Gewinne zu generieren. Benötigt werden kompetente und mobile Arbeitskräfte zu möglichst geringen Löhnen (ebd.).

Lanz (2009, 116) spricht von einer „Krise in der Care-Ökonomie“: Staatliche Sparmassnahmen verschlechtern die Arbeitsbedingungen des Betreuungspersonals. Zunehmend sind hilfsbedürftige Menschen aus finanziellen und zeitlichen Gründen unzureichend umsorgt, was zu einer Angst vor dem Alter führt. Die Care-Krise ist „beängstigender und existenziell bedrohender als andere Aspekte der Wirtschaftskrise“ (ebd.).

2.3. Care-Migration

Als kompetente und mobile Arbeitskräfte zu möglichst geringen Löhnen werden zunehmend Migrantinnen eingesetzt. Dieser Trend hat globalen Charakter: Beispielsweise arbeiten philippinische Frauen als Nannys in Kanada, putzen Südamerikanerinnen in den Vereinigten Staaten und betreuen Osteuropäerinnen Betagte in reicheren europäischen Staaten (vgl. Parreñas 2001). Aus historischer Sicht sind sie die Nachfolgerinnen oder die neue Form der Dienstmädchen (Strüver 2013, 191). Frauen, die im Haushalt von Privatpersonen arbeiten, gibt es schon seit mehreren tausend Jahren (Lutz 2010, 24). Verändert hat sich aber der geographische Massstab oder *scale*. Stammt die Bediensteten früher meist aus tieferen Gesellschaftsschichten, gehören sie heute häufig anderen Nationalitäten an. Die Anstellungsarten, Migrationsmuster und Lebensbedingungen solcher globalisierter Dienstmädchen weisen zahlreiche Gemeinsamkeiten aber auch Unterschiede auf. Im Folgenden fokussiere ich mich auf die osteuropäischen 24-Stunden-Betagenbetreuerinnen in der Schweiz. Sie sind ein Fallbeispiel für die Transnationalisierung der Hausarbeit.

Die Care-Migration hat in der Schweiz in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen (Van Holten 2011, 20). Vor dem bilateralen Freizügigkeitsabkommen mit der EU fand die private 24-Stunden-Betagenbetreuung in einem viel kleineren und wohl auch verborgeneren Rahmen statt (Schilliger 2013, 142).

Ab dem Jahr 2002 wurden die Schweizer Arbeitsmärkte etappenweise geöffnet. Dadurch haben alle damaligen EFTA- und EU-Bürgerinnen und -Bürger das Recht erhalten, sich in der Schweiz niederzulassen und eine Arbeit aufzunehmen. Voraussetzungen sind, dass sie einen gültigen Arbeitsvertrag besitzen, selbstständig erwerbend sind oder ausreichende finanzielle Mittel nachweisen können und krankenversichert sind (EDA 2013, 21). Damals gehörten der EU erst 15 Länder an. Im Jahr 2004 traten 10 weitere Staaten der EU bei. Die Schweiz ging jedoch nur mit deren zwei, nämlich Malta und Zypern, eine sofortige volle Personenfreizügigkeit ein. Die übrigen acht Staaten erhielten den Zugang schrittweise. Zu diesen EU-8 Ländern gehören Polen, Ungarn, Tschechien, Slowenien, Slowakei, Estland, Litauen und Lettland. Erst 2011 wurde die komplette Personenfreizügigkeit auf sie ausgeweitet. Wegen der Aufnahme von Rumänien und Bulgarien in die Europäische Union im Jahr 2007, wurde das Freizügigkeitsabkommen in der Schweiz 2009 erneut ausgedehnt. Für diese EU-2 gelten heute jedoch weiterhin Zulassungsbe-

schränkungen (EDA 2013, 22). Als eine der Folgen der vereinfachten Grenzübertritte migrieren zunehmend Personen aus osteuropäischen EU-Staaten in das Hochlohnland Schweiz. Ein Teil von ihnen arbeitet hier in der Betagtenbetreuung. Für Personen aus Staaten ausserhalb der EU und EFTA gibt es weiterhin keinen legalen Zugang zu diesem Bereich des Schweizer Arbeitsmarkts (Van Holten und Bischofberger 2012, 46). Durch die Anrufung der Ventilklausel im Jahr 2013 kann der Bund neu die Einreise Staatsangehöriger aller EU-Staaten beschränken (EJPD 2013). Auch die Annahme der Volksinitiative «Gegen Masseneinwanderung» im Februar 2014 wird für den Aufenthalt der Care-Migrantinnen in der Schweiz in Zukunft wohl erschwerende Folgen nach sich ziehen.

Die Nachfrage nach individueller Betagtenbetreuung ist stark wachsend (Van Holten et al. 2013, 7). Gründe dafür sind vielfältig, viele sind demografisch bedingt. In den Nachkriegsjahren gab es einen Babyboom (ebd., 10). Die Personen dieser Jahrgänge rücken in die höheren Altersklassen auf und damit wächst ihr durchschnittlicher Bedarf an Betreuung (ebd., 19). Ausserdem leben die Menschen hierzulande immer länger (Bundesamt für Statistik 2008a, 3). Voraussichtlich steigt die Anzahl Personen ab 80 Jahren in der Schweiz von fünf Prozent der Gesamtbevölkerung im Jahr 2010 auf ungefähr 12 Prozent im Jahr 2060 (Bundesamt für Statistik 2010, 28). Dies wird mehr als eine Million Schweizerinnen und Schweizer umfassen. Die Babyboomer haben wenige Nachkommen für ihre Betreuung im Alter. So nahm die Geburtenrate Mitte der 1960er-Jahre unter anderem durch die Einführung der Anti-Baby-Pille signifikant ab und blieb seit 1980 auf tiefem Niveau (Bundesamt für Statistik 2013a, 4).

Falls die Betagten Kinder haben, die sich um sie kümmern könnten, leben diese durch die gestiegene Mobilität häufig geographisch weit entfernt (Iecovich 2011, 617), was eine allfällige Betreuung erschwert. Veränderungen in der Gesellschaft wie beispielsweise Individualisierungstendenzen oder höhere Scheidungsraten bedingen eine grössere Anzahl Einpersonenhaushalte (Bundesamt für Statistik 2008b, 1). Während 1970 erst 16 Prozent der 80-jährigen und älteren Männer in einem Einpersonenhaushalt lebten, waren es 2009 schon 28 Prozent. Bei den Frauen stieg der Anteil im gleichen Zeitraum von 31 auf 54 Prozent (Höpflinger 2013, 69). Leben Betreuungsbedürftige alleine, sind sie besonders auf externe Hilfe angewiesen. Ferner hat der Anteil Betagter, der in ein Alters- oder Pflegeheim zieht, in den letzten Jahren abgenommen (Höpflinger et al. 2011, 98). Zwischen 2010 und 2012 ist der Bevölkerungsanteil, der Spitex-Leistungen in Anspruch nahm, um 11.1 Prozent gestiegen, während der Bedarf nach Alters- und Pflegeheimen nur 4.6 Prozent zunahm (Bundesamt für Statistik 2013b). Das Bedürfnis im Alter zu Hause zu leben steigt, da Seniorinnen und Senioren Eigenverantwortung und Selbstständigkeit höher bewerten (Gmür und Rüfenacht 2010, 400).

Ein weiterer häufig genannter Grund für die Care-Migration ist die gestiegene Arbeitsmarktpartizipation der Schweizer Frauen (Truong 2011, 7). Erklärt werden kann sie mit einer Kombination von verbesserten Chancen für Frauen sich auf dem Arbeitsmarkt zu etablieren, und der wachsenden Notwendigkeit einer Berufstätigkeit nachzugehen (Dressel und Wanger 2008, 481). Wegweisend ist dabei die gestiegene Bildungsbeteiligung von Mädchen, welche ihnen den Einstieg ins Erwerbsleben erleichtert (ebd.). Wandelnde Gesellschaftswerte haben die Entwicklung unterstützt, sodass es heute die grosse Mehrheit der Schweizerinnen als wichtiges Ziel erachtet, einen Beruf zu erlernen. Ausserdem machen wirtschaftliche Zwänge, welche beispielsweise durch das erhöhte Scheidungsrisiko oder die individuelle Altersvorsorge entstehen, die Erwerbstätigkeit für Frauen erforderlicher (ebd.). Schliesslich trug der sektorale Wandel von der

Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft dazu bei, dass vermehrt Anstellungsmöglichkeiten für Frauen geschaffen wurden (ebd.). Somit haben viele Schweizerinnen im Vergleich zum vorherrschenden Familienmodell um die 1960er Jahre heute meist weniger Zeit oder Lust, sich ohne Entlohnung um ihre betreuungsbedürftigen Familienangehörigen zu kümmern. Möglicherweise wännen sich einige wirtschaftlich in grösserer Unsicherheit.

2.4. Hilfe aus dem Osten

Eine Einreise in die Schweiz ist für Staatsangehörige vieler EU-Staaten aufgrund der beschriebenen Personenfreizügigkeit problemlos. Eine Stelle als günstige rund-um-die-Uhr-Betragtenbetreuerin ist aber nur dann attraktiv, wenn die Einkommensdifferenzen zum jeweiligen Heimatland gross sind (Metz-Göckel 2010a, 18-19). Zusätzlich spielen Sprachkenntnisse eine Rolle: Die überwiegende Mehrheit der Care-Migrantinnen in der Schweiz stammt aus Osteuropa, insbesondere aus Polen, Ungarn, der Slowakei und Ostdeutschland, wo viele Leute Deutsch sprechen oder verstehen (Schilliger 2011, 6). Es gibt auch einige Betragtenbetreuerinnen aus anderen EU-Staaten wie Portugal, Spanien oder zunehmend Rumänien und Bulgarien. Ebenso übernehmen Frauen aus Drittstaaten Care-Arbeit in der Schweiz.

Sarah Schilliger (2013, 155) spricht ethnische Stereotypen an, welche die Wahl von Osteuropäerinnen als Betreuerinnen fördern. Polinnen werden als fürsorglich, warmherzig, willig und dankbar charakterisiert. Die Vermittlungsagenturen werben damit, dass Polinnen häufig praktizierende Katholikinnen sind, um auf Nächstenliebe und Sittlichkeit zu verweisen (ebd.). Ausserdem vermitteln hellhäutige Europäerinnen, deren religiöse Bindungen im Christentum liegen, einen geringen Grad an Fremdheit (ebd.).

Die meisten Betreuerinnen erreichen die Schweiz von ihrer Heimat aus in einer eintägigen Busreise. Das übliche Modell ist kein dauerhaftes Umsiedeln in die Schweiz, sondern die Pendelmigration. Die Care-Migrantinnen behalten mehrheitlich ihren Wohnort in Osteuropa. Gründe dafür sind vielfältig: Erstens reicht ihr Lohn meist nicht um die hohen Schweizer Lebenshaltungskosten zu decken (ebd., 150). Zweitens wollen sie teilweise gar nicht in der Schweiz wohnhaft sein – es „wird also nicht migriert, um das Land zu verlassen, sondern viel eher, um bleiben zu können“ (Medici und Schilliger 2012, 18). Und drittens erlaubt das Freizügigkeitsabkommen ohne offizielle Bewilligung nur einen Aufenthalt von maximal 90 Tagen am Stück in der Schweiz. Eine Bewilligung L kann beantragt werden, wenn in der Schweiz ein Arbeitsverhältnis zwischen 3 Monaten und einem Jahr nachweisbar ist. Sie erlaubt eine maximal einjährige Niederlassung in der Schweiz. Für Aufenthalte bis fünf Jahre wird eine Bewilligung B benötigt, welche eine unbefristete oder auf mindestens 365 Tage befristete Anstellung voraussetzt. Häufig sind die Arbeitsverträge der Care-Migrantinnen auf kurze Zeitspannen befristet, was eine Bewilligung L oder B verunmöglicht.

In der Regel arbeiten die Betreuerinnen ungefähr zwei bis 13 Wochen in der Schweiz. Anschliessend leben sie für eine gleich lange Zeitperiode zu Hause in Osteuropa um danach wieder in die Schweiz zu reisen. Der Turnus beginnt von Neuem. In den Sozialwissenschaften wird dieses Pendeln als „transnationale Migration“ bezeichnet. Sie kann dadurch definiert werden, dass die Migrantinnen und Migranten ihre Identität und ihr Tun gleichzeitig den Gegebenheiten von mindestens zwei Staaten anpassen (Greuter und Schilliger 2010, 157). Die dominierende Form von Migration als einmalige und unidirektionale dauerhafte Wohnsitzveränderung wird so

überwunden. Es geht weniger um politisch angeregte Migrationsbewegungen, als um Mobilität als strategische Ressource (Strüver 2011, 202).

Gewöhnlich teilen sich in einem solchen System zwei Osteuropäerinnen die Stelle (Schilling 2012, 43). Meistens handelt es sich um Mütter ab 45 Jahren, deren Kinder bereits Jugendliche oder junge Erwachsene sind (Schilliger 2013, 150). Ihre Motive sind fast immer finanzieller Art (Metz-Göckel 2010b, 41). Vielfach sind die Frauen gut qualifiziert. Sie suchen wegen hoher Arbeitslosigkeit und tiefen Löhnen im Heimatland nach Arbeit im Ausland, um den Kindern eine gute Ausbildung zu bezahlen oder um ihre Familien in den Herkunftsländern finanziell zu unterstützen oder gar zu ernähren (Schilliger 2013, 150). Weitere oder gepaarte Gründe sind beispielsweise Ehescheidungen oder bei jungen Care-Migrantinnen die Loslösung aus einer schwierigen Elternbeziehung (Metz-Göckel 2010b, 41-42). Laut Metz-Göckel (2010b, 41-42) ist die Motivation zur Migration „mehr als nur Überleben“: Die Frauen übernehmen die Betreuungsarbeit in der Regel nicht um die elementarsten Grundbedürfnisse zu befriedigen, sondern um den Lebensstandard ihrer Familien aufzubessern.

Gemäss Wigger et al. (2013, 86) steht diesem Arbeitnehmerinnenprofil folgendes Arbeitgeberinnenprofil gegenüber: In fast allen Fällen sind es Frauen, die das Anstellungsverhältnis eingehen. Meist ist ihr Ausbildungsniveau hoch und sie gehen einer gut bezahlten Anstellung nach. Finanziell ist es ihnen möglich, einen Teil ihres Einkommens in diese Betreuungsleistung zu investieren, falls eine private Versorgungslücke weder durch verwandtschaftliche Netze noch durch institutionelle Angebote geschlossen werden kann oder will (ebd., 87). Agenturen widersprechen dieser Charakterisierung: Ihnen zufolge setzen sich die Arbeitgebenden zu gleichen Teilen aus Söhnen und Töchtern zusammen (Schilling 2012, 51).

Die wichtigste Differenzkategorie zwischen Arbeitgebenden und Arbeitnehmenden ist heute nicht die soziale Klasse, sondern die der Herkunft (Lutz 2010, 33).

2.5. Prekarität der Care-Migration

2.5.1. Arbeits- und Lebensbedingungen der Care-Migrantinnen

Zu den anfallenden Tätigkeiten der osteuropäischen Betagtenbetreuerinnen gehören im Allgemeinen hauswirtschaftliche Verrichtungen wie putzen, waschen, bügeln, einkaufen und kochen. Zudem sind sie verantwortlich für grundpflegerische Aufgaben wie Hilfe beim Anziehen und bei Toilettengängen, das Reichen des Essens, die Überwachung der Medikamenteneinnahme, die Körperpflege sowie die Begleitung zu Arztbesuchen und bei Spaziergängen (Karakayali 2010, 161). Die Pendelmigrantinnen sind also zuständig für Care-Arbeit. Während einige hauswirtschaftliche Tätigkeiten gut stundenweise und *live-out*, also ohne bei den Betreuungsbedürftigen daheim zu wohnen, erledigt werden können, verlangt die Betagtenbetreuung oft eine durchgehende Präsenz. Die Osteuropäerinnen werden gewöhnlich als *Live-ins* angestellt (Medici und Schilliger 2012, 18). Das bedeutet, sie wohnen im Zuhause ihres Klienten oder ihrer Klientin. Dadurch erhalten die Betagten und deren Angehörigen die Gewissheit, dass sowohl tagsüber als auch nachts Hilfe für die Betreuungsbedürftigen vorhanden ist. Diese ständige Verfügbarkeit und die daraus folgende Entgrenzung der Arbeitszeit ist eine Belastung für viele Care-Migrantinnen (Truong 2011, 71). Da es jederzeit möglich ist, dass ihre Unterstützung gebraucht wird, sind sie stark an das Haus gebunden. Dies kann nicht nur soziale Isolation verursachen (Karakayali 2010, 162), sondern führt auch dazu, dass es schwierig ist, geregelte Ruhezeiten zu

geniessen. Sogar in der Nacht müssen viele Betreuerinnen Bereitschaftsdienst leisten. Dies kann ihre Gesundheit belasten (ebd.).

In der Regel haben die Care-Migrantinnen zwar eine sehr gute Bildung, doch selten im Gebiet der Betagtenbetreuung (Truong 2011, 33). Der Umgang mit betreuungsbedürftigen Senioren und Seniorinnen, insbesondere mit Demenz und Alzheimer, kann sie ohne nötiges Vorwissen überfordern (Schilliger 2013, 152) und die Versorgungsqualität einschränken (Van Holten 2011, 20).

Die Care-Migrantinnen betrachten ihre Arbeit als äusserst wertvoll (Truong 2011). Dies widerspricht der Marktlogik: Als unqualifizierte Arbeitskräfte ist ihre Entlohnung tief (ebd.). Der Bereich der Hausarbeit ist in der Schweiz nicht dem Arbeitsrecht unterstellt und deshalb staatlich kaum reguliert (Wigger et al. 2013, 88). Beispielsweise sind hier Ruhezeiten oder Nachtarbeit gesetzlich nicht geregelt (ebd.). Der Begriff des Monatslohns verschleiert den Sachverhalt, dass die 24-Stunden-Betreuerinnen durch ihre Pendelmigration nur 50 Prozent arbeiten können. Sie erhalten also nur ungefähr jeden zweiten Monat einen „Monatslohn“ (Truong et al. 2012, 18), welcher laut Schilliger (2013, 152) zwischen 1000 und 3500 Franken plus Kost und Logis beträgt. Im prekärsten Fall müssen sie demzufolge mit 50 Prozent von 1000 Franken – also 500 Franken pro Monat – ihre Existenz sichern können. Der Mindestlohn in Polen liegt momentan bei ungefähr 450 Franken (Eurostat 2014). Der Schweizer Lohn von 500 Franken ist – trotz Kost und Logis während der Hälfte der Zeit – auch für polnische Verhältnisse eher tief. Erhalten die Betreuerinnen hingegen 3500 Franken – also 1750 Franken pro Monat – sieht die Situation anders aus. Ferner ist das Lohnniveau in den verschiedenen Herkunftsländern wie Polen, Ungarn, der Slowakei oder Ostdeutschland äusserst unterschiedlich. Das offerierte Logis für die Migrantinnen ist nur beschränkt kostensparend, da sie die Wohnkosten im Heimatland auch während ihrer Abwesenheit bezahlen müssen.

Die Vergeschlechtlichung häuslicher Verantwortungen und die damit einhergehende Vorstellung, dass Hausarbeit als die natürliche Pflicht der Frauen gilt, verdeckt die Tatsache, dass auch Haushaltsangestellte als Arbeitnehmende zu betrachten sind (Cox 2012, 34). Cox (2012, 46) nennt zwei Gründe, weshalb die Arbeit im Privathaushalt nicht gleich behandelt wird wie andere Berufe. Der erste ist die *Mitgliedschaft in der Familie*. Man wohnt bei seinem Arbeitsgeber oder seiner Arbeitsgeberin zu Hause und gilt so eher als Teil der Familie statt als Arbeiterin oder Arbeiter. Familienmitglieder erledigen die Hausarbeit gewöhnlich nicht zu geregelten Löhnen und Arbeitszeiten. Der zweite Grund ist das Argument, dass es sich um *eine andere Art von Arbeit* handelt. Care-Arbeit wird nicht als gleichwertig angesehen wie andere Arbeitsbeschäftigungen (ebd.), sondern ist geprägt von der traditionell-bürgerlichen Betrachtungsweise als unbezahlt und feminisiert (Bock und Duden 1977 in Truong 2011, 11-12). Mögliche Gründe für fehlende attraktivere Alternativen auf dem Schweizer Arbeitsmarkt für Osteuropäerinnen sind ihr Aufenthaltsstatus, ihre Sprachkenntnisse oder auch die Nichtanerkennung ihrer Ausbildung (Wigger et al. 2013, 88).

Zusammengefasst spricht Schilliger (2013, 156) von einem prekären, entgrenzten, vergeschlechtlichten und ethnisierten Arbeitsmarkt.

2.5.2. Rechtslage

Die Arbeitsverhältnisse der Care-Migrantinnen sind juristisch in einem Grenzbereich zwischen legal und illegal angesiedelt (Wigger et al. 2013, 88). Medici und Schilliger (2012, 18) sprechen von einer „rechtlichen Grauzone“.

Angehörige der EU-25 Mitgliedstaaten sowie der EFTA-Staaten dürfen ohne Bewilligung 90 Tage pro Kalenderjahr in der Schweiz arbeiten. Es besteht nur Meldepflicht. Das heisst, Arbeitgeber müssen Arbeitnehmer oder Arbeitnehmerinnen bloss auf der Internetseite des Bundes kostenlos registrieren. Unter bestimmten Umständen gilt diese Regelung auch für bulgarische und rumänische Staatsangehörige. Für längere Aufenthalte benötigen EU- und EFTA-Staatsangehörige eine offizielle Aufenthaltsbewilligung. Eine Voraussetzung hierfür ist, wie bereits in Kapitel 2.4. erwähnt, ein unbefristeter oder ein auf länger als drei Monate befristeter Arbeitsvertrag. Die Einführung des Personenfreizügigkeitsabkommens führte dazu, dass eine steigende Anzahl Personen aus Tieflohnländern der neuen EU-Mitgliedstaaten in privaten Schweizer Haushalten angestellt wurde. Meist sind sie aber nicht bei der Behörde gemeldet (Medici und Schilliger 2012, 18). Das heisst, sie halten sich in der Regel legal in der Schweiz auf, doch die Meldepflicht wird verletzt (Greuter und Schilliger 2010, 158). Nach Einführung der Personenfreizügigkeit wurden branchenübliche Löhne in der Hauswirtschaft oftmals deutlich unterschritten. Aufgrund der Lohnunterbietungen entschied sich der Bundesrat eine Verordnung über den Normalarbeitsvertrag für Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer in der Hauswirtschaft (NAV Hauswirtschaft) zu verabschieden. Dieser trat am 1. Januar 2011 in Kraft und galt zuerst bis Ende 2013. Zwischenzeitlich wurde er angepasst und bis zum 31. Dezember 2016 verlängert. Darin wird ein zwingender nationaler Mindestlohn für die Hauswirtschaft festgelegt. Für ungelernte Angestellte beträgt der Brutto-Mindestlohn momentan 18.55 Schweizer Franken pro Stunde. Für Personen mit Eidgenössischem Fähigkeitszeugnis wurde ein Stundenlohn von 22.40 Franken festgesetzt (WBF 2014). Somit schreibt der NAV Hauswirtschaft also nur einen Mindestlohn vor. Zusätzlich gibt es in allen Kantonen (ausser in Appenzell Ausserrhoden) einen kantonalen Normalarbeitsvertrag, der die hauswirtschaftliche Arbeit mehr oder weniger detailliert regelt. Diese kantonalen Bestimmungen haben aber den Nachteil, dass sie niemals zwingend sind (Medici und Schilliger 2012, 19). Die Arbeitsbedingungen wie Ruhezeiten, Überstundenentschädigung, Kündigungsfrist oder Abzüge für Kost, Logis und Transport können von den Home Care Agenturen in ihren Verträgen geändert werden. Im März 2014 stimmte der Ständerat der Ratifizierung der ILO-Konvention 189 zu. Sie räumt Hausangestellten dieselben Rechte ein wie den übrigen Beschäftigten und enthält Vorschriften zu den Arbeitsbedingungen, beispielsweise zur Arbeitszeit, Entlohnung, Sicherheit und Gesundheit. Im Moment ist aber noch nicht klar, inwiefern sich das auf die Situation der Care-Migrantinnen auswirken wird. Sowohl der Bundesrat als auch der Ständerat gehen davon aus, dass die Ratifizierung ohne Änderung bestehender Gesetze möglich ist. Der Bundesrat erarbeitet derzeit aber einen Bericht (bis Juni 2014), wie die Care-Migrantinnen besser geschützt werden könnten. Sicherlich wird der Arbeitsplatz Privathaushalt auch in Zukunft für die Behörden nur schwierig kontrollierbar sein.

Zurzeit gibt es für Betagtenbetreuerinnen noch keine zwingenden Höchstarbeitszeiten. Obwohl viele Care-Migrantinnen rund um die Uhr verfügbar sind, lassen die Agenturen nur einen kleinen Teil dieser Zeit als Arbeitszeit gelten. Dies verstösst gegen Gesetze des Persönlichkeitsschutzes: Laut Artikel 27 ZGB und 328 OR zählt auch Bereitschaftsdienst als Arbeitszeit und muss entlohnt werden (Medici 2012, 2012).

Schliesslich befindet sich auch der rechtliche Status vieler Agenturen in einer Grauzone. Es gibt in der Schweiz drei Möglichkeiten eine Care-Migrantin anzustellen (Medici 2012).

Die erste Lösung ist, selber nach einer Betreuerin aus Osteuropa zu suchen. Dies geschieht beispielsweise über persönliche Bekanntschaften. Die betreuungsbedürftige Person oder deren Angehörige stellt die Care-Migrantin ein und verfasst eigenständig einen Arbeitsvertrag. Sozialversicherungen, Steuern und Löhne müssen nach Schweizer Gesetz bezahlt werden. Diese Anstellungsart birgt Aufwand und Risiken für die privaten Arbeitgebenden. Beispielsweise müssen sie selber Lösungen finden, wenn ihre Betreuerin krankheitsbedingt ausfällt.

Wenn ein Schweizer Privathaushalt selber keine Osteuropäerin findet, kann die zweite Variante zum Zuge kommen. Dabei wird die ausländische Betreuerin als Stellensuchende über eine Agentur an Arbeitgebende in die Schweiz vermittelt. Die Vermittlungsagentur führt die beiden Parteien zum Abschluss von Arbeitsverträgen zusammen. Findet dies gegen ein Entgelt statt, braucht das Unternehmen eine staatliche Bewilligung. Ausländische Arbeitsvermittlungsagenturen können ohne Gründung einer Niederlassung in der Schweiz keine Betriebsbewilligung erhalten.

Schliesslich ist die dritte Lösung, sich die Dienstleistungen von Care-Migrantinnen über eine ausländische oder Schweizer Personalverleihagentur zu erkaufen. Der Privathaushalt mit Nachfrage nach Betreuung schliesst mit einer Agentur einen Vertrag ab. Diese verpflichtet sich zur Erbringung der Betreuung. Die Pendelmigrantinnen sind dann Arbeitnehmerinnen der Agentur. Diese bezahlt ihnen den Lohn und die Sozialversicherung und kümmert sich wenn nötig um Ersatz. Agenturen mit Sitz im Ausland sind im Bereich der live-in Betagtenbetreuung illegal. Sie geben einen zu grossen Teil ihres Weisungsrechts an die betreuungsbedürftige Person und deren Angehörigen in die Schweiz ab. Agenturen in der Schweiz sind legal, brauchen aber eine Betriebsbewilligung und müssen die Sozialversicherungen und das Lohnniveau der Schweiz bezahlen (ebd.). Diese Forderungen werden nicht immer eingehalten.

Die arbeitgebenden Schweizer Privathaushalte machen sich strafbar, wenn sie mit ausländischen Vermittlungs- oder Verleihagenturen zusammenarbeiten. Es besteht jedoch keine rechtliche Grundlage, um in der Schweiz tätige, ausländische Agenturen zu büssen (ebd.).

Ende des Jahres 2012 begannen sich in der Care-Migration Branche erste Verbände der Arbeitnehmerinnen und Arbeitgeber zu bilden. Im Juni 2012 entstand in Basel eine Arbeitnehmergruppe namens „Respekt“, organisiert durch die Gewerkschaft VPOD (respekt-vpod.ch), und im November 2012 der Arbeitgeberverband „zu Hause leben“ (www.zuhauseleben.com).

Im Mai 2014 haben die Verhandlungsdelegationen des Verbands „zu Hause leben“ und die Gewerkschaft Unia einen Branchen-Gesamtarbeitsvertrag (GAV) für die private Seniorenbetreuung in der Deutschschweiz zugestimmt. Er wird am 1. Januar 2015 in Kraft treten und strebt den Schutz und die Förderung der Care-Migrantinnen an. Die beiden Vertragspartner fordern das Staatsekretariat für Wirtschaft auf, diesen GAV in der Deutschschweiz für allgemeinverbindlich zu erklären (Unia 2014).

2.6. Agenturen

Bei einer Untersuchung von Home Care Agenturen in der Stadt Zürich hat sich herausgestellt, dass die junge Unternehmenslandschaft sehr kurzlebig, dynamisch und transnational ist (Truong et al. 2012, 22). Neue Agenturen tauchen im Internet auf und verschwinden wieder. Der Markt zeichnet sich durch seine Schnelllebigkeit aus (ebd., 20). Insgesamt nimmt die Anzahl Unternehmen zu, woraus man auf ein Wachstum des Markts der privaten Betagtenbetreuung schliessen kann (ebd.). Die Agenturen unterscheiden sich jedoch stark voneinander. Die Unternehmensgrößen variieren von 10 bis 100 Mitarbeitenden und verfügen über bis zu 1000 potenzielle Betreuerinnen (ebd., 9). Einige beschränken ihr Angebot auf die 24-Stunden-Betreuung, andere bieten auch stundenweise Einsätze an (ebd., 11). Die Kosten für eine live-in Betreuung schwanken je nach Agentur zwischen 4'500 und 13'500 Schweizer Franken pro Monat (ebd., 12). Orientiert sich ein Betreuungsarrangement allerdings am Schweizer Normalarbeitsvertrag, welcher Schichten von 8.4 Arbeitsstunden pro Tag vorschreibt, arbeiten die Betreuenden in der Regel live-out. In solch einem Fall kümmert sich meist ein ungefähr sechsköpfiges Team im Schichtbetrieb um die hilfsbedürftige Person. Das können sich nur reiche Haushalte leisten: Die Kosten belaufen sich auf etwa 50'000 Franken pro Monat (ebd., 13).

Viele Unternehmen verfolgen die Strategie, bevorzugt ältere Frauen zu beschäftigen. Sie schreiben ihnen eher ein mit der rund-um-die-Uhr-Betreuung vereinbares Freizeitverhalten zu als jungen Frauen. So gehen die Vermittelnden davon aus, dass ältere Frauen häufiger die Freizeit zu Hause verbringen und sich mit ruhigen Tätigkeiten wie lesen oder stricken beschäftigen (Truong et al. 2012, 20). Dadurch ist eine 24-Stunden-Betreuung zwar keine 24-Stunden-Arbeit, aber es besteht vielfach eine „24h-Präsenzpflicht“ (ebd.).

Das Angebot an Care-Migrantinnen übersteigt die Nachfrage nach Betreuung im Privathaushalt erheblich. Dadurch spielt der Markt nachteilig für die Osteuropäerinnen (ebd.). Die Anstellungsverhältnisse bei den Agenturen sind mehrheitlich prekär (Medici und Schilliger 2012, 18). Wie bereits im obigen Unterkapitel erwähnt, bewegen sich viele Agenturen in oder an der Grenze zur Illegalität. Schilling (2012, 31) untersuchte die Legitimationsstrategien von Unternehmerinnen und Unternehmern von Home Care Agenturen und entdeckte, dass der Legalitätsstatus einer Agentur häufig als Marketinginstrument verwendet wird.

2.7. Ungleichheiten

2.7.1. Geschlechterverhältnisse

Die Care-Migration Branche ist doppelt oder dreifach weiblich dominiert. Einerseits sind die Betreuungsbedürftigen überwiegend Frauen. Andererseits sind es auch mehrheitlich Frauen, die sich um die Betreuung kümmern (Metz-Göckel 2010b, 48). Wigger et al. (2013, 86) beobachten eine dritte Dimension der vorherrschenden Weiblichkeit: Ihnen zufolge sind, wie bereits erwähnt, auch die Arbeitgebenden meist Frauen.

Mit der Pendelmigration der Osteuropäerinnen bleibt die Verantwortung für Care-Arbeit vergeschlechtert (McDowell et al. 2005, 221). Parreñas (2001, 62) spricht von einer globalen Arbeitsteilung unter Frauen. Die Migrantinnen schliessen Versorgungslücken, die unter anderem durch eine unzureichende Umverteilung der Care-Arbeit zwischen den Geschlechtern entstehen

(Karakayali 2010, 152). In der Schweiz sind nicht die beruflichen Fähigkeiten der Care-Migrantinnen gefragt, sondern die allen Frauen von Natur aus per Geschlecht zugewiesene Begabung, Sorgearbeiten zu verrichten (Schilliger 2013, 150). Care-Tätigkeiten bleiben in den Händen der Frauen und tief entlohnt. Durch das preisgünstige Arbeitsangebot der Migrantinnen nimmt die Attraktivität dieses Berufs für Schweizer und Schweizerinnen weiter ab. Ein stärkerer Einbezug der Männer würde zu einer Aufwertung des Berufs führen (Schilliger 2009, 103). Es zeigt die Verknüpfung von Gender-, Migrations- und Wohlfahrtsregimen als institutionelle Hintergründe der Care-Migration (Lutz 2007, 230).

Strüver (2011, 200) erwähnt auch positive Folgen für die Migrantinnen. Hausarbeiten zu übernehmen ist zwar ein gesellschaftlicher Abstieg, aber zuhause ist das Ansehen der Betreuerinnen gross, weil sie in einem reicheren Land arbeiten können (ebd.). In der Schweiz haben sie einen verhältnismässig hohen Lohn, mit dem sie das Leben ihrer Familie zu Hause sichern oder verbessern können. Viele dieser Frauen verlassen ihr Zuhause, um es bewahren zu können (ebd., 197). Die horizontale, transnationale Mobilität sowie die vertikale, soziale Abwärtsmobilität in der Schweiz werden von vielen Care-Migrantinnen als Möglichkeit gesehen, um in der Heimat eine soziale Aufwertung zu erleben (ebd., 199).

2.7.2. Globale Ungleichheiten und *Care Drain*

Aus internationaler Perspektive ist zu beobachten, dass durch die weiblich geprägte Care-Migration Versorgungslücken im Herkunftsland entstehen können (Hochschild 2001, 162). Die entstehenden Lücken werden häufig durch Verwandte, Nachbarn oder Frauen, die aus noch ärmeren Verhältnissen oder Ländern stammen, gefüllt (ebd., 158). Diese Frauen hinterlassen teilweise wiederum eine Familie, für die gesorgt werden muss. Entsprechend zu den globalen Produktionsketten bilden sich so globale Sorgeketten (Parreñas 2001), in welchen Frauen aufgrund ökonomischer Ungleichgewichte zwischen verschiedenen Weltregionen zur Migration gezwungen sind (Hochschild 2003, 27). Es entsteht ein koloniales Verhältnis, in welchem anstelle von Rohstoffen ein soziales Gut, nämlich Care, von den reicheren Ländern oder Haushalten in Besitz genommen wird (Schilliger 2013, 156-157). Dort entschärft sich der Betreuungsnotstand, während in den ärmsten Staaten oder Haushalten Unterversorgung häufiger wird. Dieses Phänomen bezeichnet man als *Care Drain* oder laut Hochschild (2003, 27) als „emotionaler Imperialismus“.

Gemäss Schilliger (2013, 157) entwickelt sich eine Art transnationale soziale Reproduktion, welche dem Gstarbeiterregime gleicht. Die Wertschöpfung der Care-Migrantin und ihre Reproduktion werden räumlich getrennt. Die Schweiz nutzt die Arbeitskraft der osteuropäischen Betreuerin, bezahlt ihr aber meist weder Ausbildung noch Erwerbsausfälle noch Rente (ebd.). Die Kosten für die soziale Sicherung und Wiederherstellung der Arbeiterin übernehmen grösstenteils die Familien und sozialen Sicherungssystemen in den Herkunftsländern. Mit diesem System kann der Schweizer Staat billig seine Versorgungslücken füllen (ebd.). Im Gegenzug erhalten die Pendelmigrantinnen finanzielles Kapital.

2.8. Forschungsvorhaben

Als Sarah Schilliger ungefähr im Jahr 2008 ihre Forschung über die Care-Migration begann, betrat sie „ein für die Schweiz völlig unerforschtes Feld, das auch in der Öffentlichkeit bis zu diesem Zeitpunkt kein Thema war“ (Schilliger 2011, 1). Inzwischen hat sich das geändert, wichtiger Auslöser hierfür war die Erweiterung der Personenfreizügigkeit am 1. Mai 2011: Nach Jahren der „Tabuisierung“ wurde die mediale Debatte um Care-Migrantinnen in der Schweiz lanciert (ebd.). Die Wissenschaftlerin stuft den Diskurs dazu als sehr unterschiedlich ein. Er bewege sich zwischen der Skandalisierung dieses 24h-Care-Arrangements einerseits und seiner Beschönigung andererseits (ebd.). Eine vertiefte Analyse des öffentlichen, schweizerischen Diskurses, insbesondere der medialen Ebene, fehlt jedoch. Die vorliegende Masterarbeit möchte diese Forschungslücke mittels einer Diskursanalyse schliessen. Die Forschungsfrage lautet:

- *Wie gestaltet sich der mediale, schweizerische Diskurs zum Thema kommerzielle 24-Stunden-Betagtenbetreuung in Privathaushalten durch Migrantinnen?*

Im folgenden Kapitel werden die Eigenheiten und Ideen der diskursanalytischen Wissenschaftsperspektive erläutert.

3. Methodik

3.1. Diskurstheorie und Diskursanalyse

3.1.1. Der Diskurs

Vater der Diskurstheorie ist Michel Foucault. Er definiert den Begriff des Diskurses als „all meaningful statements or texts that have effects on the world“ (Foucault 1972 in Waitt 2010, 218). Diskurs beinhaltet nach Foucault also alle Aussagen und Texte, welche die Welt beeinflussen.

Foucault zufolge existiert Wahrheit nicht per se. Wahrheit wird über das Denken, Sprechen, Schreiben und Handeln der Menschen – also den Diskurs – gebildet. Diskurs ist die Art, wie in einer bestimmten Gesellschaft zu einer bestimmten Zeit über etwas gedacht wird. Phänomene existieren zwar auch ohne Diskurs, aber sie haben ohne ihn keine Bedeutung: „Nothing has any meaning outside of discourse“ (Foucault 1972 in Hall 2001, 73). Alle Menschen beeinflussen den Diskurs, aber niemand kann festlegen, wie sich der Diskurs schliesslich gestaltet (Jäger und Jäger 2007, 24). Laut Bublitz (2001, 232) ist die soziale Realität eine Wirkung von Diskursen. Wahrheiten werden der Wirklichkeit durch Diskurse zugeschrieben (Jäger und Jäger 2007, 1). Es sind die Diskurse, die unser Wissen über Objekte und Erscheinungen herstellen, nicht diese selbst. Beispielsweise bestimmen Diskurse grundlegend was Geschlecht, Care oder Care-Migrantin ist und wie davon gedacht wird (Carabine 2001, 268). Die unterschiedlichen und teilweise diskrepanten Arten über ein Thema zu sprechen bilden zusammen ein Ganzes: Sie kreieren ein Bild (ebd.). Diskurse sind somit schöpferisch (ebd.). Sie produzieren die Objekte, von welchen sie sprechen. Das hat vielseitige Folgen. Die Wissenssysteme kategorisieren die Individuen und Dinge (Waitt 2010, 218). Laut Strüver (2013, 196) sind alle Menschen verkörperte Subjektidentitäten – ihnen werden durch die Diskurse gewisse Wesenszüge zugeschrieben. Diese häufig durch äusserliche Merkmale festgelegten Identitäten sind beispielsweise das Geschlecht, Alter, Bildungsniveau oder die Nationalität. Den Hintergrund dieser Ansicht bilden Theorien wie der sozialwissenschaftliche Konstruktivismus oder die Wissenssoziologie (Keller 2004, 19).

Waitt (2010, 218) zufolge sagen Wissenssysteme der Gesellschaft, was in der Welt existiert, und bestimmen, wie wir denken und handeln. So werden Menschen und Objekte häufig auf die Weise behandelt, wie sie im Diskurs bewertet sind. Zum Beispiel ist die Charakterisierung der Care-Migrantinnen in den Medien bedeutungsvoll für die Einteilung ihrer Rolle in unserer Gesellschaft. Oftmals wird eine heterogene Gruppe von Personen als homogen dargestellt und dadurch die Realität reduziert (Carabine 2001, 271). Diskurse beziehen sich dabei auf das Konzept von Sprache als Repräsentationssystem, durch das soziale Ordnungen und deren politischen und gesellschaftlichen Auswirkungen geschaffen werden (Strüver 2013, 196). Diskurse besitzen so stets auch Macht. Sie bestimmen, was moralisch und gesetzlich akzeptierbar ist (Carabine 2001, 274) und sind Versuche, Sinnordnungen zumindest auf Zeit zu festigen um so eine verbindliche Wissensordnung zu institutionalisieren (Keller 2004, 7). Dadurch kommt ihnen eine hohe gesellschaftliche Bedeutung zu (ebd., 9). Wissen „*knowledge*“ und Macht „*power*“ sind die Schlüsselkonzepte von Foucaults Theorie (Foucault 1992 in Jäger 2004, 149-150). Die Entstehung eines Diskurses ist geprägt von Wissen und Macht. Er beeinflusst dann aber auch die Wissenssysteme und übt Macht aus.

Diskurse entstehen ausschliesslich durch menschliche Handlungen (Keller 2001, 133). Menschen produzieren Wissen indem sie argumentieren, moralisieren, beschönigen und dramatisieren (ebd., 134). „Sie entwickeln eine Geschichte, in der die Rollen von Gut und Böse verteilt sind und die Handlungsprobleme benannt werden“ (ebd.). Demzufolge ist Wahrheit, Wissen und auch Wissenschaft sozial konstruiert. Die Wissensproduktion ist in Machtbeziehungen verfangen (Waitt 2010, 238): Gewisse Ansichtsweisen und Personen haben Privilegien, während andere zum Schweigen gebracht werden (ebd.).

„Die Wahrheit ist von dieser Welt; in dieser wird sie aufgrund vielfältiger Zwänge produziert, verfügt sie über geregelte Machtwirkungen. Jede Gesellschaft hat ihre eigene Ordnung der Wahrheit, ihre ‚allgemeine Politik‘ der Wahrheit: d.h. sie akzeptiert bestimmte Diskurse, die sie als wahre Diskurse funktionieren lässt; es gibt Mechanismen und Instanzen, die eine Unterscheidung von wahren und falschen Aussagen ermöglichen und den Modus festlegen, in dem die einen oder anderen sanktioniert werden; es gibt bevorzugte Techniken und Verfahren zur Wahrheitsfindung; es gibt einen Status für jene, die darüber zu befinden haben, was wahr ist und was nicht“ (Foucault 1978, 51 in Jäger und Jäger 2007, 1).

3.1.2. Die Diskursanalyse

Man kann versuchen einen Schritt zurückzutreten und den Diskurs zu identifizieren. Dies ist schwierig, weil er als selbstverständlich und normal betrachtet wird und die Forschenden auch Teil des Diskurses sind (Carabine 2001, 307). Diskurse sind zugleich Gegenstand und methodisches Instrument der Diskursanalyse (Bublitz 2001, 232). Wie eine solche Diskursanalyse funktioniert und was sie bezweckt, wird in diesem Unterkapitel erklärt.

Diskurstheorien erläutern die Vorstellung, dass sämtliche Bedeutungszuweisungen durch das Sprechen und Handeln der Menschen geschaffen werden (Keller 2004, 8). Die Diskursanalyse ihrerseits zielt darauf ab, einen Diskurs zu erforschen und zu enthüllen. Dieses Aufdecken von Realitätsdeutungen und Problemdefinitionen fordert den herrschenden Macht-Wissens-Komplex heraus und ermöglicht, denkbare Konsequenzen des Diskurses zu erkennen.

Die Diskursanalyse ähnelt mehr einer Forschungsperspektive als einer Methode (ebd.). Um den Forschungsprozess zu erklären, hilft es die verschiedenen Begriffe wie Diskursstrang, Diskursfragment et cetera zu erklären:

Diskursstränge: *Thematisch homogene Muster in einem Diskurs nennt man Diskursstränge (Jäger und Jäger 2007, 25). Sie werden untersucht, um sich wiederholende Aussagen aufzudecken. Mit dem Begriff „Aussagen“ meint Foucault den inhaltlich gemeinsamen Nenner, der in Texten erkannt werden kann (ebd.). Diskursstränge besitzen synchrone und diachrone Eigenschaften. Die synchrone Dimension analysiert, was in einer Gesellschaft zu einem festgelegten Zeitpunkt sagbar ist oder gesagt wird. Ein diachroner Schnitt untersucht die Entwicklung eines Diskursstrangs während unterschiedlicher Zeiträume (ebd., 26). In dieser Arbeit wird eine synchrone Diskursanalyse durchgeführt, da der Diskurs um die Care-Pendelmigrantinnen in der Schweiz noch sehr neu ist und zeitliche Entwicklungen erst beschränkt erkennbar werden. In einigen Jahren wäre eine diachrone Analyse dieses Diskurses möglich und würde sicher zu interessanten Ergebnissen führen.*

Diskursfragmente: Textteile, die sich mit einem bestimmten Thema befassen, nennt man Diskursfragmente. Sie verbinden sich zu Diskurssträngen und sind damit die Basis für die Wahl von Aussagen (ebd., 27). In der vorliegenden Studie bilden Zeitungsartikel und Transkripte von Radio- und Fernsehsendungen Diskursfragmente.

Diskursive Ereignisse und diskursiver Kontext: Begebenheiten, die in der Gesellschaft und in den Medien verbreitet diskutiert werden und den Verlauf eines Diskursstranges verändern, werden als diskursive Ereignisse bezeichnet (ebd.). Sie spielen auch bei einer synchronen Betrachtung eine Rolle, weil der gegenwärtige Diskurs besser verstanden werden kann, wenn Ereignisse der Vergangenheit miteinbezogen werden (ebd.). Ausserdem beschreibt dieses Rückverfolgen des Diskurses den diskursiven Kontext, in welchem ein herrschender Diskursstrang eingebettet ist.

Diskursebenen: Mögliche soziale Orte, wo gehandelt, gesprochen und geschrieben wird, sind die Medien, Wissenschaft, Politik oder der Alltag (Jäger und Jäger 2007, 17). Diese unterschiedlichen Diskursebenen beeinflussen einander, wodurch strikte Abgrenzungen nicht machbar sind. So enthält beispielsweise ein bestimmter Diskurs in der Politik auch Elemente des wissenschaftlichen Diskurses. Innerhalb einer einzelnen Diskursebene ist ebenfalls eine starke Vernetzung beobachtbar. So übernehmen Zeitungen und Radio- und Fernsehsendungen auch Nachrichten, die bereits in anderen Medien veröffentlicht wurden. Der Diskurs in den hegemonialen Medien ist also relativ ähnlich, was es erlaubt, von nur einem Mediendiskurs – und nicht von mehreren sich unterscheidenden Mediendiskursen – zu schreiben (ebd., 28).

Diskurspositionen: Als Diskursposition bezeichnet man die politische Haltung eines Mediums oder eines Individuums (Jäger 2004, 164). Sie ist „das Resultat der Verstricktheiten in diverse Diskurse, denen das Individuum ausgesetzt war und die es im Verlauf seines Lebens zu einer bestimmten ideologischen bzw. weltanschaulichen Position“ verarbeitet hat (Jäger 1996 in Jäger und Jäger 2007, 29). Häufig führt der hegemoniale Diskurs zu einer Angleichung der Diskurspositionen. Auffallend abweichende Positionen nennt man Gegendiskurse (ebd.).

Die Diskurspositionen der Forschenden fliessen in die Analyse ein. Alles geschieht „auf dem Hintergrund eines Wissens, das das jeweilige wissenschaftliche Subjekt im Lauf seines Lebens erworben hat, das an es weitergegeben worden ist und während seines Lebens mancherlei Veränderungen erfahren hat“ (Jäger und Jäger 2007, 15). Dies trifft aber nicht nur auf mich als Autorin zu, sondern auf alle, die sich am Diskurs beteiligen. Dazu gehören beispielsweise Zeitungsreporter oder Moderatorinnen.

Diskursgemeinschaften haben konforme Diskurspositionen (Jäger und Jäger 2007, 31). Beispiele sind Parteien, Vereine oder Sekten. In der Regel gehört man als Individuum mehreren Diskursgemeinschaften an. So sind viele Menschen gleichzeitig Angehörige einer Klasse, einer Nation, einer Partei und einer Religion (ebd.).

Diskursive Strategie: Diskursive Strategien sind die Mittel, welche dem Diskurs zu grösserer Bedeutung verhelfen sollen (Carabine 2001, 281). Beispielsweise kann man Care-Migration in den Medien als berichtenswertes und spannendes Phänomen begründen, indem folgende diskursiven Strategien verwendet werden: wiederholte Betonung seiner Neuartigkeit, Hinweise auf seinen starken Boom, Skandalisierung der Vermittlungsagenturen et cetera.

Diskurs(strang)verschränkungen: *Zu beachten ist auch, dass ein Text meist verschiedene Diskursstränge anspricht. Die unterschiedlichen Diskursstränge treten in verschränkter Form auf und beeinflussen und stützen sich gegenseitig (Jäger 2004, 10). Dies ist zum Beispiel der Fall, wenn in einem Text zum Thema Care-Migration auf den gesundheitspolitischen Diskursstrang verwiesen wird. So lautet ein Satz in einem Zeitungsartikel beispielsweise: "Der Markt boomt, schliesslich herrscht Pflegenotstand" (St. Galler Tagblatt, 28.02.2011b).*

Eine Diskursanalyse möchte die Tiefenstruktur des Wissen ermitteln (Diaz-Bone 2003 in Jäger und Jäger 2007, 26). Dazu werden inhaltlich ähnliche Diskursfragmente, geordnet nach Themen und Diskurspositionen, ausfindig gemacht und ihre Aussagen gesammelt und interpretiert (ebd.). Ziel ist es, unbewusste Normalisierungen aufzudecken (Carabine 2001, 277-278). Der gesamtgesellschaftliche Diskurs ist die Kombination sämtlicher Diskursstränge und kann unmöglich erfasst werden (Jäger und Jäger 2007, 30). Die Diskursanalyse möchte dieses Netz entwirren, wobei einzelne Diskurse oder Diskursstränge auf ausgewählten diskursiven Ebenen ermittelt und analysiert werden (ebd.). In der vorliegenden Studie wird dementsprechend der schweizerische Diskurs zur Betagtenbetreuung durch Care-Migrantinnen analysiert und dies auf Ebene der Medien.

Es geht nicht darum falsche Ansichten aufzudecken (Waitt 2010, 238-239), sondern Texte einmal mit frischen Augen – Augen von Neugeborenen – anzuschauen (ebd., 220). Diskursanalyse ist „Kartographierung der Gesellschaft“ (Bublitz 2001, 236), „Dekonstruktion von universellen Wahrheiten“ (ebd., 234) und auch „konstruierte Selbstbeobachtungen von Gesellschaft“ (ebd., 233). Ausserdem können dabei geographische und geschichtliche Gegebenheiten aufgedeckt werden, welche bestimmte Diskurse bevorrechtigten (Waitt 2010, 238-239). Diskurse werden kontinuierlich infrage gestellt (Carabine 2001, 273). Historisch betrachtet sind Diskurse deshalb äusserst variabel: Sie können jederzeit umgewandelt oder zerstört werden (Waitt 2010, 239). Was von einer Gesellschaft als „wahr“ empfunden wird verändert sich kontinuierlich mit der Zeit (ebd., 217).

3.2. Mediendiskurs als öffentlicher Diskurs

Die Öffentlichkeit ist die Basis moderner Demokratien (Gerhards et al. 1998, 25). Meinungs- und Pressefreiheiten ermöglichen es, Konstruktionen der Realität und von Problemen zu erkennen (ebd., 26). So stellen die Regierenden fest, was die Öffentlichkeit für Meinungen vertritt und umgekehrt vernehmen die Bürgerinnen und Bürger diese Ansichten anschliessend via politischer Programme (ebd., 28). Die Versammlungsöffentlichkeit ist heute weniger bedeutend als die Medienöffentlichkeit (ebd., 38). Zeitungen, Radio und Fernsehen sind die modernen Wege zur Meinungsvermittlung und formen die Anschauungen der Gesellschaft (ebd.). Zunehmend spielt diesbezüglich auch das Internet eine wichtige Rolle (Fraas und Pentzold 2008). Die öffentliche Meinung ist kein Synonym der Bevölkerungsmeinung, sondern wird verzerrt durch Faktoren wie: Wer beteiligt sich in welchem Masse an der Debatte? Wie und über was wird diskutiert? Was sind die Konsequenzen (Gerhards et al. 1998, 27)? Der Mediendiskurs ist keine rein von den extramedialen Interessensgemeinschaften geführte Diskussion. Journalistinnen und Journalisten selektieren, worüber berichtet wird, und lassen ausserdem ihre Positionen miteinfließen. Es kann jedoch nicht abgeschätzt werden, wie gross ihre Mitbestimmung im Diskurs ist (ebd., 39).

In dieser Studie wird der öffentliche Diskurs anhand des Mediendiskurses analysiert. Verschiedenen Schweizer Zeitungen, Zeitschriften, Radio- und Fernsehprogrammen erzählen von der kommerziellen Altenbetreuung durch Osteuropäerinnen. Diese Berichterstattungen sind ein wichtiger Teil des öffentlichen Diskurses über die Care-Migration. Einerseits wird der Diskurs durch die Äusserungen der Autorinnen und Autoren erkennbar, und andererseits stimulieren diese die Wertvorstellungen der Leserschaft, Zuhörerinnen und Zuschauer und damit auch deren Umfeld. Die unterschiedlichen Akteure und Akteurinnen wie beispielsweise die Vermittlungsagenturen, die ausländischen Betreuerinnen, das Schweizer Gesundheitswesen oder auch die männlichen und weiblichen Angehörigen von pflegebedürftigen Personen in der Schweiz werden durch die Berichterstattungen charakterisiert. Gleichzeitig bleiben andere Dinge unangesprochen, werden vergessen oder zum Schweigen gebracht. Diese impliziten Beurteilungen werden von Leserinnen, Zuhörern und Zuschauerinnen oft nicht realisiert. Ziel dieser Masterarbeit ist es, den Diskurs zur Betagtenbetreuung durch live-in Migrantinnen zu analysieren und Diskursstränge aber auch Widersprüche oder Gegendiskurse aufzudecken. Für eine weitere Erforschung der kommerziellen Betagtenbetreuung ist es von grossem Wert, solche Diskursstränge zu kennen. Das Wissen ermöglicht internationale Vergleiche und indirekt allenfalls auch Anpassung der Politiken. Eine Diskursanalyse fordert den existierenden, stets sehr dynamischen Diskurs als Macht-Wissens-Komplex heraus.

3.3. Vorgehen

3.3.1. Datenerhebung

Datengrundlage meiner Studie bilden Reportagen zum Thema Altenbetreuung durch Migrantinnen in der Schweiz. Sie sollten von grossen, politisch und regional unterschiedlichen Schweizer Medien stammen. Da Mitgliederzeitungen in der Schweiz die höchsten Auflagen besitzen, wurden die Coopzeitung und das Migros-Magazin durchsucht. Die zweithöchsten Auflagen haben Gratiszeitungen, weshalb auch 20 Minuten und Blick am Abend miteinbezogen wurden. Obige Zeitungen adressieren die grösste und wohl heterogenste Leserschaft. Bei den kostenpflichtigen Zeitungen wurde als politisch eher rechts positionierte Wochenzeitung die Weltwoche, und als linkes Gegenstück die WOZ untersucht. Diesbezüglich interessierten unter den Tageszeitungen die NZZ (rechts) und der Tages Anzeiger (links). Damit die drei grössten Schweizer Städte vertreten sind, wurden zusätzlich die Tribune de Genève und die Basler Zeitung berücksichtigt. Auch die drei grössten Zeitungen der Romandie wurden auf Artikel zum Thema durchsucht. Dies sind Le Matin Dimanche, L'Illustré und 24 Heures. Ziel war es, neben den oben erwähnten Kriterien, auch alle Zeitungen, die laut WEMF (2012) im Jahr 2012 eine Auflage von mehr als 100'000 Stück vorwies, zu inkludieren. Deshalb wurden zusätzlich der Beobachter, der Sonntags-Blick, die Berner Zeitung, der Blick, das NZZ-Folio, die Schweizer Familie, die Schweizer Illustrierte, die Sonntagszeitung, Die Nordwestschweiz, Der Sonntag, die NZZ am Sonntag, die Neue Luzerner Zeitung, das St. Galler Tagblatt und Die Südostschweiz untersucht. Weil in den Westschweizer Medien kaum Berichte über die Care-Migration zu finden sind, wurde zusätzlich ein Artikel der Zeitung La Côte miteinbezogen. Zusätzlich wurden zwei subjektiv als wichtig eingestufte Berichte der SDA analysiert. Aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse fehlen Veröffentlichungen der italienischsprachigen und rätoromanischen Schweiz. Fernseh- und Radiosendungen beschränken sich auf die öffentliche Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG SSR). Dieses Unternehmen hat neben einem grossen Publikum vermutlich auch die meisten Ressour-

cen um vertiefte Berichte über eine solche Thematik zu produzieren und auszustrahlen. Die Rolle des Internets wird in dieser Studie auch berücksichtigt. So werden nicht nur gedruckte Artikel analysiert, sondern auch die zum Teil leicht veränderten online Versionen. In dieser Masterarbeit werden jedoch keine Internetforen und andere Online-Diskussionsplattformen miteinbezogen. Der Fokus liegt auf den Massenmedien in Form von Artikeln, Radio- und Fernsehbeiträgen.

Die Recherche fand hauptsächlich im Internet statt. Die SRG SSR hat die Sendungen der letzten Jahre bis und mit 2008 online geschaltet. Laut ihren Angaben gab es in den Jahren vor 2008 keine Reportagen zur Care-Migration in der Schweiz. Alle gefundenen Radio- und Fernsehsendungen wurden transkribiert, da der Fokus dieser Studie auf der Untersuchung von Texten, und nicht Bildern, liegt.

Einige Zeitungen offerieren im Internet ebenfalls freien Zutritt auf ihre Artikel. War dies nicht der Fall, wurde in den beiden online Datenbanken LexisNexis und Factiva gesucht. Ansonsten wurden entweder Abonnenten und Abonnentinnen um den Zugang zum online Archiv gebeten oder spezifische Artikel direkt bei den Herausgeberschaften angefragt. Manche Berichte mussten kostenpflichtig im Sozialarchiv bezogen werden. Gesucht wurde nach folgenden Suchkriterien: Agentur Betreuung, Altenbetreuung, Altersheim, Betagte, Betagtenbetreuung, Betagte zu Hause, Betreuungskette, Care Agenturen, Care Chain, Care Drain, Care Migrantin, Care Migration, Home Care Betagte, Osteuropäerin Betagte und Seniopair.

Generell konzentriert sich die Diskursanalyse auf die Veröffentlichungen der letzten zehn Jahre (2003-2013). Dieser Zeitraum wurde so gewählt, weil im Jahr 2002 das Personenfreizügigkeitsabkommen eingeführt wurde und dieses in den letzten zehn Jahren laufend erweitert wurde. Es ermöglicht den legalen Aufenthalt in der Schweiz für Staatsangehörige diverser EU-Länder. Da die Thematik der Care-Migrantinnen in der Schweiz erst vor ungefähr vier Jahren in die breitere öffentliche Diskussion gelangte, ist es noch zu früh eine historische Veränderung dieses Diskurses zu untersuchen. Auch unterscheidet sich ein Diskurs je nach sozialem und kulturellem Kontext. Diese Masterarbeit beschränkt sich auf den kulturell gesehen ziemlich homogenen Deutschschweizer Kontext. Einen Teil der widersprüchlichen Resultate dieser Diskursanalyse kann man zuweilen mit den unterschiedlichen sozialen Kontexten und Meinungen der verschiedenen Autorinnen und Autoren begründen. Die Analyse des Westschweizer Diskurses fällt, wie später in dieser Studie noch erklärt wird, sehr beschränkt aus.

Die Datenerhebung fand in zwei Schritten statt: Für eine möglichst breite Abdeckung und Einbettung des Diskurses wurden zuerst allgemein Veröffentlichtungen zur Betreuung älterer Menschen in der Schweiz gesucht. Anschliessend wurden für die Diskursanalyse diejenigen Reportagen selektiert, welche sich zusätzlich mit den Aspekten Care-Migration und 24-Stunden-Betreuung beschäftigen.

Gefunden wurden dabei insgesamt 183 Medienberichte. 65 Stück davon wurden nicht analysiert, da sie keine Informationen über die live-in Betagtenbetreuung durch Osteuropäerinnen enthielten. Demzufolge wurde der Diskurs in 118 Texten vertieft untersucht. Es konnte beobachtet werden, dass die Anzahl solcher Veröffentlichungen in den untersuchten Medien ab dem Jahr 2009 stark zunahm:

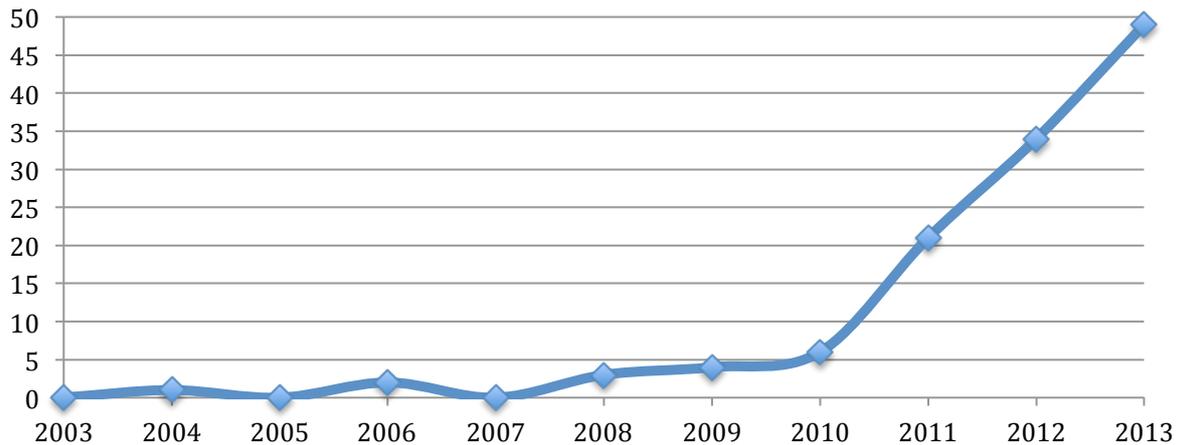


Abb. 2: Entwicklung der Anzahl Veröffentlichungen über die Care-Migration in den in dieser Studie untersuchten Medien.

Die Mitgliederzeitungen haben kaum Artikel publiziert: Das Migros-Magazin veröffentlichte einen Input über die osteuropäischen Hausbetreuerinnen, die Coopzeitung liess dieses Thema unerwähnt. Die beiden Gratiszeitungen 20 Minuten und Blick am Abend haben je einen Bericht zum Thema herausgegeben. Die politisch links positionierte Wochenzeitung WOZ schrieb vier Mal über das Phänomen, ihr eher rechtes Pendant Weltwoche einmal. Die politisch eher linke Tageszeitung Tages Anzeiger publiziert 18, die leicht rechte NZZ 20 Artikel über die Thematik. Dass in der französischsprachigen Schweiz nur sehr wenige Artikel über die Care-Migration herausgebracht wurden, wird im Kapitel 9.3. ausführlicher erläutert.

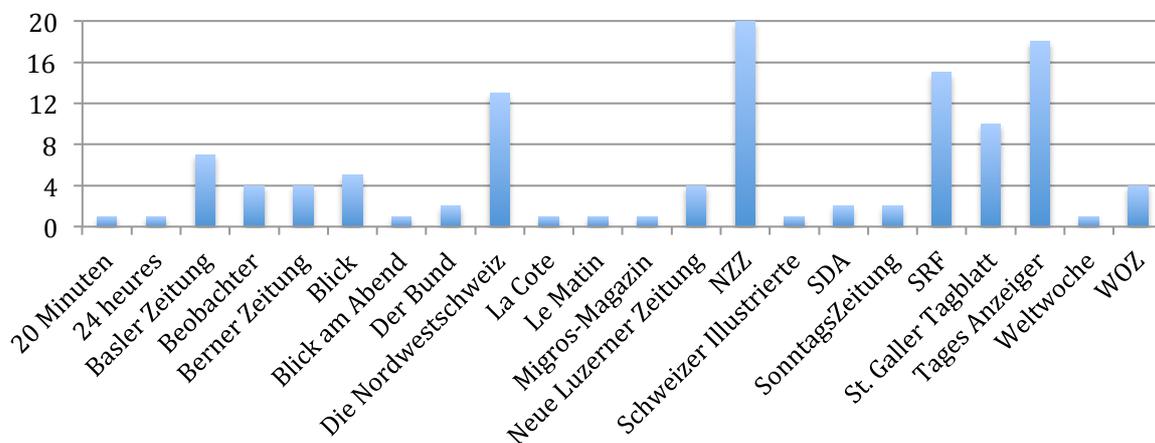


Abb. 3: Anzahl Berichte über die Care-Migration pro untersuchte Herausgeberschaft.

3.3.2. Datenauswertung

Für die eigentliche Diskursanalyse wurden die Reportagen zuerst mit Hilfe des Computerprogramms Atlas.ti (Copyright ATLAS.ti Scientific Software Development GmbH) kodiert. Atlas.ti ist eine Software, welche speziell für die qualitative Datenanalyse entwickelt wurde. Dafür wurde in den gefundenen Artikeln nach Repetitionen, aber auch nach Unterschieden gesucht. Denn erst durch die Analyse kann aus dem Diskursmaterial eine Ordnungsstruktur rekonstruiert und dadurch ein Diskurs erkannt werden (Bublitz 2001, 232). So fielen bestimmte Muster auf und wurden subjektiv als verschiedene Diskursstränge identifiziert. An dieser Stelle ist zu betonen,

dass die Analyse selektiv ist. Es wurde nur eine Auswahl an Diskurssträngen und Themen untersucht. Bei deren ausführlichen Analyse wurde darauf geachtet, auch Widersprüche und Ungeheimheiten nachzuweisen und Unerwähntes und Nicht-Sagbares aufzudecken: "silence as discourse and discourses that silence" (Waite 2010, 220). Ungesagtes wird in der Analyse meist als *blinder Fleck* bezeichnet. Zusätzlich wurde das Zusammenwirken der unterschiedlichen Diskursstränge und -ebenen berücksichtigt (Jäger und Jäger 2007, 9).

Um den Diskurs besser verstehen zu können, werden vorab drei elementare Begriffe und Personen eingeführt. Es ist hilfreich, sie während der Lektüre der folgenden Kapitel präsent zu haben: **Sarah Schilliger:** Die Soziologin ist führende Wissenschaftlerin zum Thema Care-Migration in der Schweiz. Sie schloss im März 2013 an der Universität Basel ihre Dissertation unter anderem über die Arbeits- und Lebensbedingungen der osteuropäischen Pendelmigrantinnen in der Schweiz ab.

Bozena Domanska: Sie ist die wohl berühmteste Care-Migrantin der Schweiz. Die Polin wehrt sich gegen ungerechte Agenturen und setzt sich für ausländische Betreuerinnen ein. Sie ist Mitgründerin des Arbeitnehmerinnenverbandes RESPEKT@vpod. Ihre Medienpräsenz ist hoch, sie trat unter anderem in diversen Sendungen der SRG SSR auf.

Caritas Projekt: Das Hilfswerk möchte damit legale und faire 24-Stunden-Betreuungsarrangements in der Schweiz anbieten. Die vermittelten Rumäninnen und Rumänen verpflichten sich für die identische Zeitperiode in ihrem Herkunftsland Betreuung zu leisten. Damit soll dem *Care Drain* entgegengewirkt werden.

4. Ein boomendes Geschäft für dubiose Agenturen

In diesem Kapitel werden die im Mediendiskurs charakteristischen Eigenschaften der Branche um die Care-Migration erläutert. Fast immer wird dieser Markt als neu und boomend diskutiert. Meist schwingt eine negative Konnotation mit. Die vermittelnden Agenturen würden in der Regel geldgierig und nicht ganz legal operieren. Die Anstellung und Vermittlung von Live-in-Betreuerinnen aus Osteuropa spiele sich im Verborgenen ab. Es fehle an genauem Wissen und Statistiken.

4.1. Erst seit wenigen Jahren (NZZ, 08.11.2012)

Die Anstellung und Vermittlung von osteuropäischen Betagtenbetreuerinnen wird als sehr junges und aktuelles Phänomen dargestellt. Die Care-Migration *„est même devenue un véritable marché, dans lequel plusieurs entreprises se sont spécialisées“* (24 heures, 07.08.2013). Demzufolge kann man annehmen, dass es früher keinen solchen Markt gab. Es ist ein *„relativ unkontrollierter und junger“* Markt (SRF1 DOK, 20.06.2013). *„Saisonarbeit hat in der Schweiz eine langjährige Tradition. Nun nimmt das Phänomen aber völlig neue Züge an“* (20 Minuten, 12.01.2011). Der Markt ist zwar neu, aber ein Aspekt davon – der befristete Aufenthalt der ausländischen Personen in der Schweiz – gab es bereits in der Vergangenheit.

Meistens wird gesagt, dass es den Markt der Care-Migration *„erst seit wenigen Jahren“* gibt (NZZ, 08.11.2012). *„[E]rst in den letzten Jahren [hat] das Geschäft mit der bezahlbaren 24-Stunden-Betreuung zu Hause Fahrt aufgenommen“* (Die Nordwestschweiz BL, 01.05.2013). In diesem Zitat unterscheidet sich die Formulierung ein wenig. Es wird gesagt, dass dieser Markt erst seit wenigen Jahren *boomt*. Möglicherweise existierte er schon länger, vorher aber nur im kleineren Rahmen. Ist die zeitliche Angabe genauer, wird oft die Einführung oder Erweiterung der Personenfreizügigkeit genannt. *„Das Phänomen der Care-Migrantinnen ist relativ neu; es hängt eng mit der Personenfreizügigkeit zusammen“* (Tages Anzeiger, 06.06.2012c). *„Seit der Erweiterung der vollen Personenfreizügigkeit Anfang Mai überbieten sich Senioren-Betreuungs-Firmen mit Schnäppchenpreisen“* (SonntagsZeitung, 26.06.2011). Der Aufschwung der Care-Migration ist demgemäss eine Folge der Personenfreizügigkeit. Doch auch diese Angabe ist zeitlich eher unpräzise. Manchmal ist in den Medien die Einführung der Personenfreizügigkeit, andere Male erst ihre Erweiterung der Auslöser, beziehungsweise Verstärker. Je nachdem, welches der Abkommen gemeint ist, startete der Boom bereits 2002 oder erst in den letzten Jahren. Möglicherweise auch irgendwann dazwischen: *„Vor drei Jahren begann die Firma [Hauspflegeservice] als Pionierprojekt. Heute macht sie einen Millionenumsatz mit Frauen aus Ostdeutschland“* (SRF1 Kassensturz, 22.09.2009).

4.2. Ein Riesenbusiness (Blick, 22.07.2011)

Auf der Frontseite des Tages Anzeigers war bereits im Jahr 2008 folgender Titel zu lesen: *„Betagtenbetreuung wird Riesengeschäft“* (08.09.2008a). In den untersuchten Medien ist man sich einig, dass der Markt für private Altenbetreuung am Prosperieren ist. Im Diskurs werden sehr häufig die Wörter „boomen“, „boomend“, „Boom“ verwendet, um diesen Markt zu beschreiben: *„Privatwirtschaftliche Pflegefirmen boomen“* (WOZ, 05.11.2009) und das *„Geschäft mit Billig-Pflegerinnen boomt“* (Blick am Abend, 24.07.2013). Es werden auch diverse andere Ausdrücke

verwendet, um den Aufschwung dieser Branche zu betonen: *„Dieser Markt werde ständig grösser“* (Blick, 11.04.2013) und der *„Vermittlungsmarkt floriert“* (St. Galler Tagblatt, 28.02.2011b). Home Care Anbieter schiessen *„zur Zeit wie Pilze aus dem Boden“* (SRF Kontext, 10.01.2011). Grund für diesen Boom ist im Diskurs meist der Pflegenotstand. *„Der Markt boomt, schliesslich herrscht Pflegenotstand“* (St. Galler Tagblatt, 28.02.2011b). *„Der Pflegenotstand heizt das Geschäft mit ausländischen Betreuerinnen für SeniorInnen an“* (Beobachter, 21.07.2011). *„Der Markt der privaten Home-Care wird mit den laufenden Reformen im Pflegesektor boomen“* (WOZ, 05.11.2009). Laut einigen Zitaten herrscht bereits jetzt Notstand bei der Betreuung, während andere besagen, dass dies vor allem in Zukunft der Fall sein wird. Diese Diskussionen werden im Kapitel 5.2. genauer betrachtet. In den obigen Aussagen und auch im folgenden Zitat ist wieder die vorherrschende Betrachtungsweise eines Booms auffindbar:

„Wie viele sie genau sind, weiss man nicht. Es gibt keine offiziellen Zahlen. Dass aber die Zahl zugenommen hat, weiss man auch beim Staatssekretariat für Wirtschaft SECO“ (SRF Espresso 18.06.2013).

Dieser stark wachsende Markt ist ein zentrales Element des Diskurses. Nicht immer wird solchen Aussagen noch angefügt, dass die genauen Zahlen niemandem bekannt sind. Der grosse Boom ist eine vorherrschende Ansicht und braucht im Diskurs dazu kein Beweismaterial. Diese Intransparenz wird im Kapitel 4.4. genauer erläutert. In den Medienberichten werden auch häufig Vergleiche mit dem öffentlichen Betreuungsangebot angestellt. Die Care-Migration ist *„ein riesiges Business für Konkurrenten der Spitex“* (Blick am Abend, 24.07.2013). *„Die Arbeit der öffentlichen und der gemeinnützigen Anbieter nahm in den letzten zehn Jahren nur wenig zu. (...) Viel höhere Zuwachsraten haben die kommerziellen Anbieter. Über sie gibt es keine Statistik, aber dass ihre Zahl und ihre Kundschaft ständig wachsen, ist in der Branche allen aufgefallen. So spricht auch Santésuisse, der Verband der Krankenkassen, von einem Boom“* (Tages Anzeiger Magazin, 09.08.2008). Trotz auch hier fehlender Zahlen um die zwei Anbieter zu vergleichen wird gesagt, dass die private Betagtenbetreuung eine grössere Nachfrage genießt als die öffentliche. Dieses Wachstum ist *„in der Branche allen aufgefallen“*. Es bleibt offen, inwiefern das genau aufgefallen ist. Nur teilweise werden die beiden verschiedenen Betreuungsdienstleister als Konkurrenten diskutiert.

Im Diskurs ist die Nachfrage nach privater Rundumbetreuung *„auf beiden Seiten gross“* (SDA, 06.08.2013a). Zunehmend wünschen sich Schweizerinnen und Schweizer eine individuelle Betreuerin zu Hause, und immer mehr Osteuropäerinnen möchten in der Schweiz arbeiten. Das Bedürfnis auf Schweizer Seite wird folgendermassen ausgedrückt: *„Trotz der Kritik an den Arbeitsbedingungen steigt die Nachfrage nach Betreuungsangeboten zu Hause“* (Neue Luzerner Zeitung, 17.04.2013). *„Bei SeniorInnen, die zu Hause bleiben wollen, sind deshalb private Pflege- und Betreuungsdienste beliebt. In den vergangenen zwanzig Jahren hat sich ihre Zahl vervielfacht“* (WOZ, 22.03.2012). Gründe für das wachsende Bedürfnis auf Schweizer Seite werden im Kapitel 5 diskutiert. Die Nachfrage auf der Arbeitnehmerinnenseite wird seltener genannt. Es gibt *„immer mehr Alten-Pfleger aus dem Ostblock“* (SRF Konsum, 17.06.2013). *„Zunehmend verlassen in Rumänien - wie in anderen Oststaaten - ausgebildete Pflegerinnen und Pfleger aus finanziellen Gründen ihre Heimat in Richtung Westen“* (Die Nordwestschweiz BS, 17.12.2012). In Osteuropa will also eine steigende Anzahl Frauen einem Job in der Schweiz nachgehen. Meist bewerten die untersuchten Medien das starke Wachstum dieses Wirtschaftssektors in der Schweiz als negativ: *„Sicher ist: Der Markt boomt. Die Gleichstellungs-Fachstelle, aber auch andere Fachleute und Politiker halten diese Entwicklung für problematisch“* (Tages Anzeiger, 06.06.2012c). Der gesamte

Boom mit seinen Eigenheiten wird als heikel eingestuft. Der Kassensturz (SRF, 22.09.2009) spricht von einem „Zukunftsmarkt mit Schattenseiten“. *„La hausse du nombre de migrantes engagées en toute anarchie dans le domaine des soins est préoccupante en Suisse“* (La Côte, 07.08.2013). Die wachsende Zahl der Migrantinnen und deren ungeregelten Arbeitsverhältnisse beunruhigt.

4.3. Dubiose Agenturen

Eine wichtige Rolle auf diesem Markt nehmen die Vermittlungsagenturen ein. Teilweise wird differenziert, welche von ihnen legal und welche illegal seien. Meistens wird im Diskurs aber ziemlich generalisierend negativ über die Agenturen gesprochen. Sie werden als ausbeuterisch und geldgierig dargestellt. Es *„buhlen immer mehr Firmen ums Geld der Alten“* (SRF Kassensturz, 22.09.2009). *„Es herrscht Goldgräberstimmung, die Aussicht auf schnelle Gewinne lockt allerhand Glücksritter an“* (Beobachter, 21.07.2011). Dieses Zitat beispielweise sagt, dass die Motivation der Agenturen hauptsächlich die eigene Bereicherung sei. Der Begriff „allerhand“ verdeutlicht auch, dass nicht nur rechtschaffene Agenturen dabei sind. Es wird diskutiert, *„dass es in dieser Branche viele dubiose und unseriöse Firmen gibt, die ihre Mitarbeiter gnadenlos ausnutzen und hundsmiserabel bezahlen“* (SRF Espresso 18.06.2013). Die Agenturen haben sich das Business mit den Care-Migrantinnen *„unter den Nagel gerissen“* (Blick, 25.07.2013). Sie nutzen das mangelnde Angebot für Hausbetreuung in der Schweiz aus, um Geld zu machen. *„Die Nachfrage wächst rasant getrieben von der Alterung der Bevölkerung und dem Wunsch, möglichst lange zu Hause zu wohnen. Solche Gegebenheiten ziehen jedoch auch Leute an, die die Hoffnung auf das schnelle Geld umtreibt“* (NZZ, 08.11.2012). Teilweise wird in den Berichten auch gesagt, dass sich die Agenturen die Situation in Osteuropa zunutze machen. Die nach Arbeit suchenden Osteuropäerinnen müssen sich *„windigen privaten Agenturen ausliefern“* (Tages-Anzeiger, 19.12.2012). *„Interessierte aus EU-Tieflohnländern suchen eine Verdienstmöglichkeit; und eine wachsende Anzahl von Vermittlungsagenturen sieht darin ein Geschäft“* (Der Bund, 12.03.2013).

Im Diskurs ist es wenig angesehen aus Motiven der finanziellen Bereicherung zu agieren. *„[E]s darf nicht immer nur um Geld, Geld, Geld gehen. Ich will nicht, dass das Menschliche unserer Arbeit verloren geht“* (Die Nordwestschweiz BL, 11.06.2013). Möglicherweise würden andere Ziele zu höherer Achtung führen. Die Agenturen möchten gemäss den Medienaussagen möglichst viel Geld selber einstecken. Deshalb stellen sie einerseits teure Vermittlungsgebühren in Rechnung. Und andererseits sparen sie bei den Care-Migrantinnen, indem sie sehr tiefe Löhne bezahlen und schlechte Arbeitsbedingungen bieten. *„Die Firmen verdienen das drei- bis vierfache dessen, was die Pflegekräfte verdienen“* (Die Nordwestschweiz BL, 27.08.2013). *„[W]ährend private Pflegeagenturen gerne 6000 bis 8000 Franken pro Monat in Rechnung stellen, bezahlen sie den Pflegepersonen nur einen Minimalbetrag davon. Eine Familienangehörige: «Die Betreuerin erzählte, sie bekäme nur etwa 1000 Franken»“* (Blick, 25.07.2013). *„Gewinnbringend sei diese Lösung in erster Linie für die Agenturen“* (Tages Anzeiger, 12.03.2013). *„Das vom Lohn abgezogene Geld für Kost und Logis reicht Hauspflegeservice nicht etwa an die Familie weiter, bei der die Betreuerin wohnt, sondern behält es für sich – frei nach dem Motto: Etwas gratis kriegen und teuer weiterverkaufen bringt die grösste Marge“* (Beobachter, 21.07.2011). Aus diesen Aussagen ist bereits ein negativer Grundton herauszuspüren. Die folgenden Zitate kritisieren noch deutlicher.

„Die Pflege von Senioren in ihrem Zuhause boomt. Das nützen Billigvermittler schamlos aus. Sie zahlen osteuropäischen Betreuerinnen Stundenlöhne von 3 bis 5 Franken“ (Die Nordwestschweiz am Sonntag, 18.11.2012).

„(...) finanziell profitieren davon ohnehin in erster Linie die zum Teil international tätigen Vermittlungsagenturen, ohne weitere Verantwortung zu übernehmen“ (NZZ, 08.11.2012).

„Der Spardruck im Gesundheitswesen führt zur Herausbildung eines prekären Arbeitsmarktes in der privaten Pflege, auf dem sich einige Agenturen eine goldige Nase verdienen und viele Migrantinnen ausgenutzt werden“ (Neue Luzerner Zeitung, 18.12.2012).

Hier werden die Agenturen als schamlos, verantwortungslos und ausbeuterisch bezeichnet. *„«Eine Schweinerei» sei es, wie Vermittler absahnten, während die Pflegerinnen für wenig Geld schufteten müssten“ (Basler Zeitung, 25.05.2010c).* Laut dem Diskurs werden die Agenturen reich, während die Betreuerinnen ausgenutzt werden. Ihr Verhalten wird oftmals an der Grenze zur Rechtsgültigkeit eingeordnet. *„Dubiose Vermittler sahen dabei ab“ (Beobachter, 21.07.2011).* Im Wort „dubios“ schwingt ein Verdacht auf Illegalität mit. Dieser wird im Diskurs oftmals geäußert. *„Vorsicht: Es tummeln sich viele illegale Firmen in dieser Branche!“ (SRF Radio Espresso 18.06.2013).* *„Denn viele Agenturen sind in der Schweiz illegal aktiv“ (Sonntagszeitung, 26.06.2011).* *„Manche bewegen sich in der Illegalität, viele zumindest in einer Grauzone“ (Beobachter, 21.07.2011).* Im Diskurs wird nicht gesagt, dass alle Agenturen illegal sind. Aber oft spricht man davon, dass viele nicht oder nicht komplett gesetzeskonform sind. Teilweise wird unterschieden, welche legal und welche illegal agieren. Häufig wird darauf verwiesen, dass vor allem die ausländischen Agenturen verboten sind. Inländische sind eher erlaubt. *„Diese Ausbeutung geschieht jedoch hauptsächlich durch ausländische Agenturen, die diese Arbeiterinnen nicht mit den nötigen Versicherungen und Papieren ausstatten und ihnen nicht die angemessenen Schweizer Löhne zahlen. Schweizer Agenturen stellen zu Schweizer Verhältnissen an“ (Basler Zeitung, 28.08.2013).* Dieses Zitat stellt die inländischen Agenturen in ein besseres Licht. Meistens werden sie als legal diskutiert, aber auch ihnen wird dubioses oder ungerechtes Verhalten nachgesagt. *„Es gibt seriöse Agenturen, welche die Mindestlöhne einhalten. Doch auch diese Agenturen bezahlen den Betreuerinnen häufig nur einen Teil der geleisteten Arbeit, und Pikettdienste werden kaum entlohnt“ (Tages Anzeiger, 12.03.2013).* *„[A]uch bei den legalen Personalverleih-Agenturen mit Sitz in der Schweiz seien die Löhne tief“ (Basler Zeitung, 07.08.2013).* Es existieren also auch vorschriftsmässige Agenturen, aber diese bezahlen ebenfalls nur einen minimalen Lohn. Den illegalen Firmen wird vor allem Scheinselbstständigkeit und Schwarzarbeit vorgeworfen. *„Hier arbeiten sie [gemeint sind die Care-Migrantinnen] als selbstständig Erwerbende. Für selbstständig Erwerbende gelten keine Mindestlöhne. AHV und Arbeitslosenversicherung bezahlen die osteuropäischen Betreuerinnen in der Schweiz nicht. Das Modell von „GETcare“ sei illegal, sagt das zuständige Staatssekretariat für Wirtschaft SECO. Die Pflegerinnen seien gar nicht selbstständig erwerbend“ (SRF 10vor10, 13.08.2013).* Die Scheinselbstständigen arbeiten laut dem Schweizer Gesetz schwarz. *„Diese Frauen sind weder versichert noch geschützt und erhalten einen unwürdigen Lohn. (...) Zudem wird das Schweizer Sozialwesen geprellt, denn AHV, Krankenkasse und Steuern werden nicht bezahlt“ (Tages Anzeiger, 21.12.2012).*

Dem Diskurs zufolge ist es vielen illegal angestellten Care-Migrantinnen nicht bewusst, dass die Anstellung widerrechtlich ist. Ihre Vermittler lassen sie im Glauben, dass ihre Beschäftigung ordentlich ist. Die Betreuerinnen werden im Diskurs nicht als Kriminelle dargestellt, eher als Opfer der Agenturen. *„Kürzlich habe ich eine Frau gefragt, wo ihre AHV-Karte sei. Sie wusste nicht,*

was das ist, hat also schwarz gearbeitet im Glauben, sie sei legal angestellt“ (WOZ, 20.06.2013). Im Diskurs findet sich auch Widerstand gegenüber den Agenturen. Dieser kommt meistens von Seiten des SECO oder von den Betreuerinnen. Federführend ist Bozena Domanska: „Natürlich weiss ich, dass es schwierig wird, sich gegen diese dicken Haie durchzusetzen. Unsere Stimme ist noch ganz leise“ (Die Nordwestschweiz BS, 11.06.2013). Sie möchte sich gegen die Agenturen – die „dicken Haie“ – wehren.

Teilweise werden in den Medien finanzielle Strafen als Folge der Rechtsbrüche erwähnt. *„Die meisten dieser Betreuerinnen arbeiten schwarz. Fliegt das auf, drohen happige Bussen“ (Sonntags-Zeitung, 16.12.2012). Sehr oft werden diese Bussen nicht den Agenturen angedroht, sondern den Schweizer Familien, welche eine Care-Migrantin anstellen. „Wer eine Person schwarz einstellt oder über eine unseriöse Agentur, die zum Beispiel keinen Geschäftssitz in der Schweiz hat, muss mit einer Strafe rechnen“ (Neue Luzerner Zeitung, 18.12.2012). Möglicherweise erwähnen die Medien allfällige negative Folgen für die Schweizer Privathaushalte um diese zu informieren, zu warnen oder gar abzuschrecken. Vor allem die ausländischen Agenturen sind im Diskurs also auch dadurch dubios, indem sie Schweizer Familien und Care-Migrantinnen in rechtliche Schwierigkeiten bringen, aber selber kaum bestraft werden können. Konkrete Fälle von Strafverfahren werden aber nur gegen Agenturen – mit Sitz in der Schweiz – genannt.*

Nur sehr selten wird die negative Darstellung der Agenturen in den Medien reflektiert. *„Die Agenturen sind an einer Imageaufbesserung interessiert“, sagt Sarah Schilliger. In den letzten Monaten sei die Rundumbetreuung von Senioren in diversen Medienberichten geradezu kriminalisiert worden“ (NZZ, 04.01.2012). Hin und wieder kommen in den Berichten auch die Agenturen zu Wort. Sie sind sich ihres dubiosen Ansehens bewusst. Fast immer wollen sie ihr Image verbessern und kümmern sich aktiv darum als legal zu gelten. „Mit rührenden Fotos und knackigen Slogans wie «Schnell – Unkompliziert – Bezahlbar – Legal» werben Firmen aus dem In- und Ausland für ihr Angebot“ (Basler Zeitung, 23.11.2012). Sie drücken ein Unverständnis gegenüber den negativen Kritiken aus. „Sie haben nicht das Gefühl, dass Sie diese Frauen ausbeuten? «Absolut nicht. Wenn Sie die Frauen selber fragen würden, dann erhielten Sie auch diese Antwort. Die Frauen sind absolut glücklich damit»“ (SRF 10vor10, 13.08.2013). Die Vertreterinnen und Vertreter von Agenturen geben also an, dass die Löhne für die Care-Migrantinnen befriedigend sind und können nicht verstehen, „warum die Schweizer Behörden sich das selber vermiesen wollen, und verbieten, und somit die Pflege daheim nur für die reichen Leute möglich machen“ (SRF 10vor10, 13.08.2013). Die Care-Migration wird allgemein als für die Schweiz positives Phänomen dargestellt, weil es unter anderem ermöglicht, dass sich so mehr Personen eine private Betreuung leisten können: „Es darf nicht das Privileg von Gutbetuchten sein, die Eltern daheim pflegen zu lassen“ (Basler Zeitung, 23.11.2012).*

In den untersuchten Medien wird nur einmal argumentiert, dass es in unserer Wirtschaft eigentlich gar nichts Widerwärtiges ist, Gewinne generieren zu wollen: *„Doch das Unternehmen, das vom VPOD als «gewinnorientiert» beschimpft wird, als ob das in einer Marktwirtschaft ein Vergehen wäre, «wehrt sich in aller Sachlichkeit dagegen, dass die Kündigung missbräuchlich war»“ (Weltwoche, 29.08.2013). Und fast nie erscheint im Diskurs das Argument, dass Agenturen kaum rentieren und sich vor der Zukunft fürchten.*

„Das ist eines der grossen Missverständnisse über die Branche der profitorientierten Spitexfirmen. Es ist kein grosses Geschäft und wird es auch nicht werden. Ich glaube, dass viele der neuen Firmen bald wieder vom Markt verschwinden. Wir selbst schreiben nur knapp schwarze Zahlen – auch wegen des extrem hohen Administrativaufwands für den Betreuungsbereich. Ob wir diesen Bereich weiterführen werden, wird die Zukunft zeigen. Unser Kerngeschäft sind die professionelle Kranken-

pflege und die Hauswirtschaft. Im Moment fühle ich mich jedoch unseren Kunden und auch den Betreuerinnen gegenüber verpflichtet“ (Die Nordwestschweiz BS, 25.06.2013).

4.4. Intransparenz

„[Iren Bischofberger, Prorektorin der Kalaidos Fachhochschule Gesundheit:] «Die Zahlen lassen sich statistisch zur Zeit nicht erheben, eben weil der Markt viel zu volatil ist. Es gibt Vermittlungsagenturen, die tauchen auf, verschwinden wieder. (...) Und dann gibt es auch noch die Scheu mancher Angehöriger überhaupt zu sagen, dass sie eine Care-Migrantin anstellen, weil das bisher, bis zur Personenfreizügigkeit auch mit einem gewissen Nimbus der Illegalität verbunden war. (...)» Also man weiss wenig, wer wie viele solche Frauen beschäftigt“ (SRF News, 24.07.2013).

Eine weitere Eigenschaft dieses Marktes ist seine Undurchsichtigkeit. Statistiken zur Care-Migration in der Schweiz fehlen. *„Wie viele Frauen bereits hier arbeiten, ist unbekannt“ (Tages Anzeiger, 06.06.2012c).* *„Le phénomène restant largement souterrain, il n'est pas chiffré de manière fiable“ (24 heures, 07.08.2013).* Vielfach wird die Intransparenz mit dem Begriff "statistisches Niemandsland" angesprochen. Er stammt aus dem Bericht 57 des nationalen Gesundheitsobservatoriums (Obsan) über die Care-Migration. Dieser wurde am 23. Juli 2013 von der nationalen Nachrichtenagentur der Schweiz (SDA) in einem Artikel beschrieben und in mehreren Schweizer Zeitungen abgedruckt. *„Aussagekräftige Zahlen zur so genannten Care-Migration gibt es nicht. In einer neuen Studie spricht das Obsan von einem statistischen Niemandsland“ (NZZ, 23.07.2013).* Der Begriff wird auch in späteren Artikeln noch verwendet. Gleichbedeutend wird oft von grossen *„Wissenslücken bei Pflege-Migration“ (St. Galler Tagblatt, 23.07.2013)* gesprochen. Trotzdem findet man in Berichten sehr verbreitet die Angabe, dass 30'000 Care-Migrantinnen in der Schweiz leben. Ab und an gibt es auch andere Zahlen. Der Tages Anzeiger (19.12.2012a) gibt an, dass *„rund 40'000 illegale Pflegerinnen im Land arbeiten“.* Doch auch hier wird meist angefügt, dass es sich um eine Schätzung handelt. *„Die Dunkelziffer ist hoch“ (St. Galler Tagblatt, 28.02.2011b).* Woher die Schätzungen stammen, bleibt im Mediendiskurs unklar.

Die Anstellung und Vermittlung von Live-in-Betreuerinnen aus Osteuropa spielt sich laut dem Diskurs ebenfalls in einem *„Schattenbereich“ (St. Galler Tagblatt, 05.03.2011)* ab. Die Care-Migrantinnen arbeiten *„heimlich“ (Tages Anzeiger, 19.12.2012)* in der Schweiz. Sie *„kommen aus Polen, aus der Ukraine oder aus Rumänien, tauchen hier in den Privathaushalten ab“ (St. Galler Tagblatt, 14.10.2011).* Vor allem das St. Galler Tagblatt betont immer wieder dieses „Ab- oder Untertauchen“ der Care-Migrantinnen in der Schweiz. *„St. Galler Bahnhofplatz: Hier kommen die Wanderarbeiterinnen aus Osteuropa an, um dann in Privathaushalten unterzutauchen“ (St. Galler Tagblatt, 28.02.2011b).* *„Das Ganze spiele sich aber im Verborgenen ab“ (St. Galler Tagblatt, 28.02.2011b).* Laut dem Diskurs werden die Care-Migrantinnen *„von der Öffentlichkeit ignoriert“ (WOZ, 05.11.2009).*

„Sehr viele tun es. Ganz wenige reden offen darüber. Die meisten bleiben lieber im Verborgenen. Man hört sich dezent im Bekanntenkreis um: Hat schon jemand Erfahrungen mit Ausländerinnen gemacht, die den kranken Vater oder die gehbehinderte Mutter pflegen? Zu einem leistbaren Tarif? Man bekommt einen Zettel mit Telefonnummern von Agenturen irgendwo im Osten Europas. Man nimmt Kontakt auf, man unterschreibt einen Vertrag. Dann räumt man ein Zimmer frei, für Kristina aus Bratislava oder Ioana aus Timisoara. Man zahlt ihnen 2000 Franken im Monat, hätte

aber gerne, dass sie rund um die Uhr verfügbar sind. Die Nachbarn sollten besser nichts mitbekommen, der Staat auch nicht. Der will aber ohnehin nicht so genau hinschauen“ (Tages Anzeiger, 19.12.2012).

Die Betreuerinnen werden demzufolge von der Öffentlichkeit versteckt und vom Staat ignoriert. Die Wochenzeitung spricht gar von einer Tabuisierung: *„Im Gegensatz zu Deutschland oder Österreich, wo es inzwischen einen öffentlichen Diskurs über informelle Lohnarbeit in Privathaushalten von Pflegebedürftigen gibt, wird das Thema in der Schweiz bisher ignoriert, vielleicht auch tabuisiert – es ist jedenfalls sowohl in der Öffentlichkeit als auch in der Wissenschaft bisher kaum behandelt worden“ (WOZ, 05.11.2009).* Zudem wird gesagt, dass die Wissenschaft diese Thematik noch wenig erforscht hat. In den Medienberichten gibt es wenige Aussagen, die von einer Aufklärung dieser Unkenntnis oder Ignoranz sprechen. So kann beispielsweise das Caritas-Projekt *„als Versuch gesehen werden, das Schweigen rund um die Altenpflege zu durchbrechen. Das ist kein kleiner Schritt und erfordert Courage“ (Tages Anzeiger, 19.12.2012a).*

4.5. Blinde Flecken und Schlussfolgerungen

Dominierend wird in den Medien diskutiert, dass der Markt am Boomen ist. Doch in den Berichten kann niemand Zahlen aufzeigen, die das beweisen. Es ist ein wichtiger Teil des Diskurses, dass solche Zahlen nicht existieren. So bleibt unklar, wie sich die Aussagen über den Boom belegen lassen. Ähnlich wird im Diskurs wiederholt angesprochen, dass sich die Agenturen eine *„goldige Nase“ (Neue Luzerner Zeitung, 18.12.2012)* verdienen, obwohl diese dem häufig widersprechen. Nie wird erwähnt, wie hoch die Gewinne sind.

Ein weiterer blinder Fleck des medialen Diskurses sind positive Effekte, welche Agenturen bewirken können. Beispielsweise erleichtern sie die Kontaktaufnahme der Schweizer Betreuungsbedürftigen oder ihren Angehörigen mit den ausländischen Betreuerinnen und umgekehrt.

5. Motive der Betreuungsbedürftigen und ihren Angehörigen

Dieses Kapitel untersucht die medialen Begründungsmuster, weshalb Schweizer und Schweizerinnen private 24-Stunden-Betreuerinnen anstellen. *„Es hat mit Geschlechterarrangements zu tun, es hat mit Migrationspolitik zu tun, mit arbeitsrechtlichen Bedingungen, mit Wohlfahrtsstaatspolitik“* (SRF Kontext, 10.01.2011). Oft werden in den Medienberichten gleich mehrere Gründe genannt. Das meistgenannte und wohl wichtigste Motiv ist der Wunsch der Betagten in ihrem Zuhause zu bleiben. Es tritt in so gut wie allen Artikeln und Sendungen auf. Weitere mehrfach genannte Argumente sind Mängel bei der öffentlichen Betagtenbetreuung und sich verändernde Familienstrukturen.

5.1. Daheim statt ins Heim (SI, 15.11.2010)

„Alte Menschen möchten in der eigenen Stube liegen, wenn sie schon liegen müssen“ (Schweizer Illustrierte, 15.11.2010). Diese Haltung wird in den Medien durchgehend geäußert. *„Der Senior vermag durch die Betreuung länger in den eigenen vier Wänden zu verbleiben und betrachtet das als Gewinn“* (NZZ, 12.01.2012). Inwiefern das Leben zu Hause ein Gewinn ist bleibt häufig offen und unbegründet. Daraus kann man interpretieren, dass es sich um eine selbstverständliche und somit dominante Sichtweise handelt. Dieser Wunsch *„sich zu Hause betreuen zu lassen“* (Tages Anzeiger, 21.12.2012) führt dazu, dass bei Betreuungsbedürftigkeit jemand zu den Seniorinnen und Senioren nach Hause kommen muss, um sich um sie zu kümmern. Damit ist er ein zentrales Motiv für die Beschäftigung einer Live-in-Betreuerin: *„Cette offre répond évidemment au désir de nos aînés de rester à la maison le plus longtemps possible“* (24 heures, 07.08.2013).

Schweizer Betagte bleiben demzufolge lieber zu Hause. In einigen Aussagen wird angefügt, dass es sich dabei um einen neuen und wachsenden Trend handelt: *„Zunehmend haben hochbetagte Menschen das Bedürfnis, möglichst lange zu Hause zu bleiben, auch wenn sie pflegebedürftig sind“* (Die Nordwestschweiz am Sonntag, 18.11.2012). *„Hier zeige sich ein neues Bedürfnis der Gesellschaft, sagt Hornstein“* (St. Galler Tagblatt, 28.02.2011b). Demzufolge möchten heute mehr Menschen im Alter zu Hause leben als früher. Ist dies nicht möglich, „müssen“ sie ins Altersheim. Laut dem Mediendiskurs gibt es kaum Alternativen zwischen einer Betreuung zu Hause oder im Heim. Entweder „darf“ man daheim leben oder man „muss“ in ein Heim ziehen. Alters- und Pflegeheime werden fast ausnahmslos als minderwertig gegenüber einer Betreuung zu Hause gewertet. Niemand möchte, will, darf oder kann in ein solches Heim. Man soll oder muss dort hin, wenn es keine Alternativen mehr gibt. *„Keiner will mehr ins Altersheim“* (Blick 25.07.2013). Frauen aus Osteuropa sorgen dafür, *„dass in der Schweiz alte und pflegebedürftige Menschen nicht ins Heim müssen [Hervorhebung durch Verfasserin]“* (NZZ, 06.08.2013). Gründe, weshalb das Heim ein so ungeliebter Ort ist, werden selten genannt. So *„gelten Heime doch immer noch als Abstellgleis“* (Migros Magazin, 07.12.2009). Die Seniorinnen und Senioren versuchen *„das Schreckgespenst so lange wie möglich zu bannen: den Eintritt in ein Alters- oder Pflegeheim“* (Migros Magazin, 07.12.2009).

Im Diskurs spielen auch die Angehörigen der Betreuungsbedürftigen eine Rolle. Von ihnen wird in der Regel erwartet, dass sie einen Eintritt ins Heim verhindern oder hinausschieben. *„Wer will seine betagten Eltern schon ins Heim schicken?“* (Tages Anzeiger, 14.08.2013). *„Nicht wenige wollen Eltern und Grosseltern keine Institution zumuten“* (Migros Magazin 07.12.2009). Meist sind

also die Nachkommen dafür verantwortlich, dass die Betagten zu Hause bleiben können. Kinderlose Seniorinnen und Senioren sind in den Medien nicht zu finden. Laut dem Diskurs entscheiden oft die Angehörigen, wie lange eine Betreuung zu Hause möglich ist. Beschliessen sie, dass ein Umzug ins Alters- oder Pflegeheim notwendig ist, sind Scham und Schuldgefühle verbreitete Folgen.

„«Du willst mich nur versorgen. Das ist also der Dank», sagt sie. Schuldgefühle wecken ist eine Kunst, die Mutter schon immer gut beherrschte“ (Berner Zeitung, 05.11.2011b).

„Der Gang ins Heim werde von Angehörigen, aber auch von Aussenstehenden als «Versagen der Familie» interpretiert“ (Tages Anzeiger Magazin, 09.08.2008).

Die Lebenspartnerin oder der Lebenspartner werden in diesem Diskursstrang teilweise miteinbezogen: *„Es ist für viele Angehörige schwer, die Ehefrau, den Ehemann oder die Eltern ins Heim zu geben“ (Schweizer Illustrierte, 15.11.2010).* Gewissermassen geht der Diskurs davon aus, dass Betagte verheiratet sind und / oder Kinder haben. Diese Angehörigen sollen also dafür sorgen, dass die betreuungsbedürftigen Betagten nicht ins Heim müssen. Hier ist gut erkennbar, weshalb viele Schweizer und Schweizerinnen nach einer Live-in-Betreuung suchen: Sie ermöglicht es den Betagten zu Hause zu bleiben und nimmt den Angehörigen die unangenehme Aufgabe ab, die betreuungsbedürftige Person ins Heim zu schicken. Ab und an werden in den Medien Argumente gebracht, weshalb ein Eintritt in Alters- und Pflegeheime abgelehnt wird: Man möchte *„in der vertrauten Umgebung und nach dem eigenen Rhythmus leben“ (Basler Zeitung, 25.05.2010c).* *„Anders als im Altersheim, meint Irene F., könnten die alten Leute zu Hause abends ihre Ruhe haben: «Sie können fernsehen und essen, was sie wollen»“ (WOZ, 22.03.2012).* Im Diskurs ist ein Bedürfnis nach Individualisierung der Betreuung beobachtbar. Gemäss solchen Aussagen haben die Betagten im Heim weniger Freiheiten: *„Im Heim läuft zwangsläufig alles nach einem fixen Plan, Essen, Spazieren, Aktivierungsübungen. Bei der Betreuung zu Hause sind wir frei und können nach Tagesform und Lust agieren. Das ist echte Lebensqualität“ (Beobachter, 22.07.2010).*

„Krankheiten, die einst zwingend ins Heim führten, können heute durch Angehörige begleitet werden. Zudem ist der Wohnstandard so hoch, dass der Umzug ins Heim einen umso grösseren Komfortverlust mit sich bringt. Zu schweigen davon, dass die hohen Heimkosten in vielen Fällen dazu führen, dass das eigene Haus verkauft werden muss. Auch das schreckt ab, lässt viele den Eintritt ins Heim bis zum letzten Moment hinauszögern. Die neuen Generationen von Senioren sind flexibler und bereits durch die Individualisierung geprägt. Ausserdem haben die meisten genug Geld, um sich auch mal von bezahltem Personal zum Coiffeur bringen oder die Wohnung putzen zu lassen. Und wenn das Leben dann doch mühselig wird, hilft die Technik“ (Tages Anzeiger Magazin, 09.08.2008).

In obiger Aussage kommen weitere Begründungen wie Fortschritte der Medizin und Technik, Wohnkomfort zu Hause oder auch die Finanzierbarkeit zur Sprache. In zahlreichen Zitaten treten Aspekte wie Bedürfnisse nach Individualität und Flexibilität auf. Laut dem Mediendiskurs wünschen die älteren Personen dies heute mehr als früher. Die folgenden Zitate erläutern drei weitere Begründungen.

„Und das grosse alte Haus gegen ein Zimmer im Altersheim zu tauschen – undenkbar! Zu tief ist die Verbundenheit mit all den Gegenständen, von denen jeder eine Geschichte erzählt und die alle an den geliebten, vor 30 Jahren verstorbenen Ehemann erinnern“ (Beobachter, 22.07.2010).

Im obigen und unteren Zitat führt der Umzug ins Heim zu einem Verlust an Erinnerungen und Vertrautheit.

„Viele alte Menschen fürchten sich vor dem Altersheim. Sie wollen die Vertrautheit ihrer Wohnung und den informellen Kontakt zu ihren Angehörigen und NachbarInnen nicht missen. Dies kann auch medizinisch sinnvoll sein: Der Verlust der eigenen Lebensräume kann zu zunehmender Verwirrtheit und schwindender Lebensmotivation führen“ (WOZ, 22.03.2012).

Die Betagten fürchten sich, durch einen Eintritt ins Heim soziale Kontakte zu verlieren. Auch medizinisch wird das Leben zu Hause als vorteilhaft diskutiert. Weiter spielt die Angst vor dem Lebensende eine Rolle: *„Dass die meisten Senioren die Planung für ihren Lebensabend aufschieben, sei menschlich, sagt Markus Leser von Curaviva. Der Schritt in ein Pflegeheim oder in eine neue Wohnform sei in der Regel der letzte in unserem Leben. Davor zögern wir“* (SonntagsZeitung, 16.12.2012). Das Altersheim ist dementsprechend ein „Abstellgleis“ (Migros Magazin, 07.12.2009) oder der Endbahnhof vor dem Tod. Trotzdem sind im Diskurs auch einzelne positive Sichtweisen vom Alters- und Pflegeheim auffindbar. Sie argumentieren damit implizit gegen eine Notwendigkeit der Care-Migration.

„Gritli winkt ab: «Chabis – hier [im Altersheim] habe ich Pflege, kann jederzeit auf den Notfallknopf drücken, das Essen ist sehr fein, und die Schwestern und Pfleger sind nett. Alle sprechen Züritütsch, da habe ich keine Verständigungsprobleme.» Will sie ihre Ruhe, bleibt sie im Zimmer und strickt oder liest Zeitung. Ist ihr nach Gesellschaft, findet sie die in der Cafeteria, wo der Kaffee nur 2.50 Franken kostet und sich eine Runde findet, die abends «bis i alli Nacht ine» eine Partie Elfer Raus spielt. «So Meitli, wo bisch gsi», wird Gritli dort mitunter begrüsst“ (Migros Magazin, 07.12.2009).

Die positive Sichtweise vom Altersheim tritt viel seltener auf und braucht eine längere Begründung als die negative. Dazu müssen vorherrschende Sichtweisen wie unappetitliches Essen, unfreundliches Personal oder eingeschränkte Freiheiten negiert werden. Die Kontakte zu den anderen Heiminsassen werden in diesen Zitaten als Gewinn, und nicht wie sonst verbreitet als Störung der eigenen Ruhe, diskutiert.

„Insgesamt bewerteten die befragten Angehörigen die Betreuung zu hause [sic!], positiver als die institutionelle Pflege im Altersheim. Dass auch das Leben zu Hause unter Umständen von grosser Isolation geprägt sein könne, werde häufig ausgeblendet, heisst es dazu im Bericht“ (NZZ, 23.07.2013).

„Und vielleicht lohnt es sich, wieder einmal die Frage zu stellen, ob institutionelle Pflegeheime, die ja über eine Rundumbetreuung verfügen, zu Recht immer als letzter Ausweg gesehen werden müssen. Nicht immer ist es für einen älteren Menschen a priori schlecht, sich in einem neuen sozialen Gefüge einzugliedern. Finanziell jedenfalls gilt es beide Möglichkeiten durchzurechnen. Denn wer einer PendelmigrantIn faire Arbeitsbedingungen anbieten möchte, stellt vielleicht bald einmal fest, dass er sich eigentlich nur ein Pflegeheim leisten könnte“ (NZZ, 12.01.2012).

Die obigen beiden Aussagen zeigen klar, dass eine positive Ansicht vom Heim in der Gesellschaft kaum vorkommt. Sie wird nahezu als revolutionäre Idee dargestellt. Schaut man genauer hin,

sagt das erste Zitat aber, dass „auch das Leben zu Hause“ zu Isolation führen kann. Das bedeutet also indirekt, dass das Leben im Heim zu Isolation führt. Auch das letzte Zitat relativiert die positive Seite des Alters- und Pflegeheims gleich wieder, indem das „nur ein Pflegeheim“ folgt. Dies zeigt, dass das Pflegeheim trotz zusicherndem Einwand als minderwertiger eingestuft wird.

Neben diesen vielseitigen emotionalen Erklärungen, weshalb sich Betagte lieber zu Hause von einer Care-Migrantin betreuen lassen anstatt ins Heim zu gehen, gibt es auch einige weniger gefühlsbetonte Motive. So wird hin und wieder diskutiert, dass es finanziell vorteilhaft ist – „günstiger als ein Heimplatz“ (Blick, 17.12.2012a). „So kann die Anstellung einer 24-Stunden-Betreuerin aus Polen eine kostengünstige Alternative zum Pflegeheim bedeuten“ (Die Nordwestschweiz am Sonntag, 19.02.2012a).

Zu den Gründen, weshalb die Anstellung einer privaten Care-Migrantin günstiger ist als der Eintritt in ein öffentliches Heim, gehören im Diskurs sehr oft Mängel beim Schweizer Gesundheitssystem. Damit befasst sich das folgende Unterkapitel.

5.2. Die öffentliche Finanzierung der Betagtenbetreuung

„Der Markt boomt, schliesslich herrscht Pflegenotstand“ (St. Galler Tagblatt, 28.02.2011b).

Im Schweizer Mediendiskurs wird das Gesundheitssystem meist als mangelhaft und überfordert dargestellt. Diese Diskussion bildet nach dem Wunsch zu Hause leben zu können einen weiteren, wiederholt genannten Grund für die Anstellung einer Care-Migrantin. In einigen Fällen werden die zwei Begründungen auch kombiniert diskutiert: *„Immer mehr Menschen möchten in der Schweiz zu Hause alt werden und sterben. Auf diese Anforderungen ist das Schweizer Gesundheitssystem noch nicht optimal vorbereitet – weder in finanzieller, noch in personeller Hinsicht“* (SRF News, 24.07.2013). Teilweise wird der oben erläuterte Wunsch, zu Hause leben zu wollen, aber auch nicht berücksichtigt und ausschliesslich Begründungen betreffend Situation des Gesundheitssystems erwähnt: *„Bisher heisst es in der Schweiz traditionell: Heimpflege. Doch so viele Heimplätze können weder zur Verfügung gestellt noch finanziert werden. Die Politik muss sich daher fragen: Wer soll pflegen? Wo? Wer soll das bezahlen?“* (Schweizer Illustrierte, 15.11.2010). Es wird argumentiert, dass zukünftig weniger Betagte ins Heim gehen, weil es in der Schweiz zu wenig Heimplätze gibt und nicht, weil Seniorinnen und Senioren diesen Ort zunehmend ablehnen. Das Problem ist in beiden Zitaten das mangelhafte Gesundheitssystem. Dieses entspricht einerseits nicht den in den Medien geäusserten Wünschen. Andererseits steht es vor sehr grossen Herausforderungen. Im nächsten Kapitel wird der Diskurs um die Herausforderungen genauer betrachtet (Kapitel 5.2.1.). Anschliessend wird auf die Kritikpunkte des heutigen Systems eingegangen (Kapitel 5.2.2.). Beide Argumentationen sind verbreitete Begründungsmuster für die Notwendigkeit der Care-Migrantinnen in der Schweiz.

5.2.1. Herausfordernde Ausgangslage und Zukunftsszenarien

Die herrschende Situation wird als wichtiger Grund für Probleme im Betreuungssektor genannt. In diesem Diskursstrang wird das Gesundheitssystem nicht kritisiert. Es wird meist ohne zu urteilen umschrieben und die momentane und bevorstehende Problematik erläutert. Die *„Bevölkerung in Westeuropa werde immer älter“* (Blick, 11.04.2013). Dies ist die Folge einer *„zweifach forcierten demografischen Alterung: Einerseits erhöht sich der Anteil älterer Menschen infolge des*

Geburtenrückgangs, andererseits steigen Zahl und Anteil betagter Menschen aufgrund der erhöhten Lebenserwartung“ (Tages Anzeiger, 08.09.2008a). So ist auch die „Schweiz in der Seniorenfalle – die Zahl der pflegebedürftigen älteren Menschen explodiert“ (SonntagsZeitung, 16.12.2012). „In 40 Jahren gibt es in der Schweiz doppelt so viele 80-Jährige wie noch im Jahr 2000“ (Migros Magazin, 07.12.2009). Laut dem Mediendiskurs verläuft diese Alterung der Gesellschaft „massiv und rasend schnell: Schon in sieben Jahren wird es hierzulande mehr über 60-Jährige als unter 20-Jährige geben. Das ist beispiellos in der Geschichte der Menschheit und gibt Anlass zur Sorge. Denn mehr ältere Semester verursachen höhere Gesundheitskosten, die immer weniger Junge finanzieren müssen“ (Migros Magazin, 07.12.2009). Sie ist also ein Grund zur Sorge: Die Betreuung der Betagten wird diesen Aussagen nach sehr hohe Kosten verursachen, die von wenigen jungen Personen getragen werden müssen. „Die Zahl der über 80-Jährigen in der Schweiz dürfte sich bis 2040 mehr als verdoppeln von derzeit 290'000 auf bis zu 680'000 Personen. Davon geht das Bundesamt für Statistik aus. Entsprechend werden auch die Kosten für die medizinische Betreuung und die Pflege der Betagten steigen“ (Tages Anzeiger, 08.09.2008b). Neben dem Anstieg der Kosten wächst in den nächsten Jahren auch der Bedarf an Personal in der Betreuungsbranche. „Spätestens 2030 droht ein dramatischer Personalmangel“ (Migros Magazin 07.12.2009). Laut dem Diskurs ist die benötigte Anzahl Betreuungspersonen „eine illusorisch hohe Zahl. Sie ist selbst mithilfe der Migration kurzfristig kaum zu stemmen. Das Pflegesystem der Schweiz wird selber zum Pflegefall. Wie das gehen soll, dass immer weniger Arbeitstätige immer mehr Senioren finanzieren müssen (...)“ (SonntagsZeitung, 16.12.2012). „Der Personalmangel wird mit Migrantinnen aus Osteuropa kompensiert“ (SRF Club, 13.08.2013).

Die Medien diskutieren, dass die Überalterung und der Mangel an Betreuungspersonal Gründe sind, weshalb die Schweiz auf Care-Migrantinnen angewiesen ist. Während die Zitate dieses Unterkapitels noch wenig werten, enthalten die Begründungen für die Care-Migration im folgenden Unterkapitel diverse Vorwürfe an heutige Politiken.

5.2.2. Unbefriedigendes heutiges System

„Da gibt es eine Lücke in unserem System, an der viele Angehörige von pflegebedürftigen alten Menschen verzweifeln. (...) Für sie sind die Pflegerinnen aus Osteuropa unverzichtbar“ (Basler Zeitung, 25.05.2010c).

Wegen seiner unzureichenden finanziellen Unterstützung bei der Betagtenbetreuung ist der Staat eine Ursache für die Care-Migration. Laut den Medienaussagen sind die Angehörigen oftmals fast gezwungen sich Hilfe durch eine Osteuropäerin zu holen. Dieses System ist neben den Agenturen (Kapitel 4.3.) ausserdem mitverantwortlich dafür, dass die Arbeitsbedingungen der Live-in-Betreuerinnen problematisch sind. *„Ein Mangel an wohlfahrtsstaatlicher Unterstützung fördert die Entwicklung eines privaten – häufig informellen – prekären Arbeitsmarkts in der Pflege“ (WOZ, 05.11.2009). Mit ungenügender Unterstützung ist meistens mangelhafte finanzielle Hilfe gemeint. Es wird immer wieder darauf hingewiesen, dass bei der öffentlichen Betreuung gespart, privatisiert und ökonomisiert wird und werden möchte. „Die Pflege dürfte sich in den nächsten Jahren also noch mehr vom öffentlichen Sektor in den privaten Markt verlagern“ (SRF Kontext, 10.01.2011). „Angehörige von älteren Menschen könnten sich deren Betreuung nicht mehr leisten, bei den öffentlichen Versorgungsdienstleistungen durch Spitäler oder Spitex werde immer stärker gespart“ (Die Nordwestschweiz BS, 11.04.2013). „Die öffentlichen Dienste in der Pflege und Betreuung stehen unter Spardruck und wurden rationalisiert, sie erfüllen teilweise die*

Bedürfnisse der Pflegebedürftigen nicht“ (Neue Luzerner Zeitung, 18.12.2012). Die Aussagen betreffend Gesundheitssystem haben vorwiegend eine negative Konnotation. Wegen seiner Sparmassnahmen müssen sich Schweizerinnen und Schweizer selber eine Lösung für die betreuungsbedürftigen Betagten suchen. Da sie meist nur über beschränkte finanzielle Mittel verfügen, müssen *„Pflegebedürftige und ihre Angehörigen auf billige Angebote zurückgreifen“* (Neue Luzerner Zeitung, 18.12.2012).

„Die Motive sind natürlich in der Schweiz so hervorgerufen, dass die Langzeitversorgung im Privathaushalt im Wesentlichen Privatsache ist. Also Privatsache eben auch für die privaten Haushaltsbudgets. Das heisst, ob man eine Spitex viele Stunden oder eine Care-Migrantin viele Stunden im Haushalt beschäftigt, ist immer sehr teuer für das private Budget. Und deswegen schaut man als Haushalt natürlich, wo kann man die Kosten minimieren. Vor allem eben, wenn eine noch längere bis hin zu einer rund-um-die-Uhr-Betreuung nötig ist“ (SRF News, 24.07.2013).

Laut solchen Aussagen ist es meist eine rationale und finanzielle Entscheidung, eine Care-Migrantin einzustellen. So lange die offiziellen Versorgungsdienstleistungen für Schweizerinnen und Schweizer schwierig bezahlbar sind, wächst die Nachfrage nach günstigeren ausländischen 24-Stunden-Betreuerinnen. *„Je grösser der Anteil der Pflegekosten wird, welcher auf die Patienten überwältigt wird, desto mehr wird der Markt florieren“* (WOZ, 05.11.2009). Meist wird das herrschende System kritisiert und nur selten werden Gründe erwähnt, weshalb gespart wird. Begründungen enthalten häufig Argumente aus Kapitel 5.2.1. Im folgenden Zitat wird gesagt, dass zu wenig Geld zu Verfügung steht: *„Sie [Caritas-Projektleiter Beat Vogel] plädieren für einen Ausbau der staatlichen Leistungen im Gesundheitssystem. Dabei befindet es sich heute schon am Rand des finanziellen Kollapses“* (Tages Anzeiger, 21.12.2012).

Manchmal wird neben der unbefriedigenden finanziellen Unterstützung auch mangelndes Angebot und Personalknappheit zur Sprache gebracht. *Der „Leistungsumfang der Spitexdienste ist beschränkt“* (Tages Anzeiger, 19.12.2012b). *„Der Personalmangel in der Pflege ist hierzulande eklatant und ein strukturelles und hausgemachtes Problem“* (SRF Kontext, 10.01.2011). Laut dem Diskurs gibt es in der Schweiz ein Defizit an bezahlbarem Hausbetreuungspersonal. Finanzielle Überlegungen sind demnach eine weitere wichtige Begründung für die Anstellung von Care-Migrantinnen. Teilweise wird zudem mit einer wachsenden Verfügbarkeit preisgünstiger Arbeitskräfte argumentiert (siehe Kapitel 2.3 und 4.1).

5.3. Verändernde Familienstrukturen

Gestiegene Erwerbstätigkeit von Frauen, zunehmende Mobilität, veränderte Kinderzahlen und wandelnde Wertvorstellungen werden im Diskurs regelmässig als Gründe genannt, weshalb die Betreuung nicht intern von Familienangehörigen gewährleistet werden kann, sondern eine externe Person angestellt wird. *„(...) [V]ielen Angehörigen fehlt neben Beruf und Familie die Zeit für eine intensive Rundum-Betreuung“* (Blick, 17.12.2012b). Gründe für ihre Zeitnot sind beispielsweise andere Betreuungsverpflichtungen oder eine Erwerbsarbeit. *„Die eigenen Kinder sind oft berufstätig oder leben weit weg“* (Migros Magazin 07.12.2009). Grössere physische Distanzen zwischen den Wohnorten sind ein weiterer Grund, weshalb sich Schweizer und Schweizerinnen nicht selber um ihre betreuungsbedürftigen Angehörigen kümmern können: *„Ihre Verwandtschaft lebt im Thurgau – zu weit weg“* (Beobachter, 22.07.2010).

Im Diskurs über verändernde Familienstrukturen wird jedoch mit Abstand am häufigsten auf die gewandelte Geschlechterordnung eingegangen. „Eine berufstätige Tochter kann sich nicht selber um ihre Mutter kümmern“ (Berner Zeitung, 05.11.2011b). Dieser Aspekt wird im Kapitel 7.3. ausführlicher diskutiert.

5.4. Schlussfolgerungen und blinde Flecken

Laut dem Diskurs steht die Schweiz wegen der demographischen Alterung vor Schwierigkeiten. Zudem möchte diese stark wachsende Anzahl Betagter gemäss den Medienberichten zu Hause betreut werden und nicht im Alters- oder Pflegeheim. Ihre Angehörigen hätten *keine Zeit*, diese Betreuung zu Hause zu übernehmen. Dass sie möglicherweise auch *keine Lust* dazu haben, wird im Kapitel 6 diskutiert. Das Bedürfnis der Seniorinnen und Senioren zu Hause zu bleiben wird meist als neu und verbreitet dargestellt. Man könnte sich fragen, wie neu dieser Wunsch tatsächlich ist. Ging man in der Vergangenheit lieber ins Altersheim?

Laut dem Mediendiskurs gibt es meist nur zwei Möglichkeiten: entweder die Betreuung zu Hause oder der Umzug in ein Heim. Alternativen werden kaum diskutiert.

Die öffentliche Finanzierung der Betreuung älterer Personen wird häufig kritisiert und als mangelhaft dargestellt. Lösungsvorschläge, wie der Staat klug und ohne Überschuldung diese Betreuungsproblematik meistern könnte, sind kaum vorhanden. Vielleicht ist das heutige System auch unbefriedigend, weil das Altersheim zu wenig attraktiv ist?

6. Care-Migration: Warum?

„Osteuropäerinnen machen das, wofür sich keine Schweizer finden“ (Tages Anzeiger, 14.08.2013).
„Die Frauen sind glücklich, dass sie überhaupt Arbeit haben und Schweizer würden diesen Job eh nicht machen“ (SRF Club, 13.08.2013).

Nachdem der Diskursstrang erläutert wurde, weshalb es ein Bedürfnis nach individueller Fürsorge zu Hause gibt, stellt sich nun die Frage, warum laut den Medien kaum Schweizer und Schweizerinnen eine 24-Stunden-Betagtenbetreuung übernehmen und eine Care-Migration besteht. Als Begründungen werden die Arbeitsverhältnisse und seltener auch das Ansehen der Tätigkeit genannt. Die Arbeitsbedingungen der Care-Migrantinnen werden ziemlich einheitlich diskutiert. In wenigen Fällen wird die Ansicht vertreten, die Care-Migration sei eine Win-win-Situation. Diese Meinungen werden in den Medien meist von Agenturen und teilweise von Osteuropäerinnen geäußert. Viel häufiger werden die Arbeits- und Lebensbedingungen der Betreuerinnen als prekär umschrieben. Man spricht von *„Ausbeutung“* (NZZ, 04.01.2012) und Sklaverei: *„Pflegerinnen als moderne Sklaven“* (Blick am Abend, 24.07.2013) und *„Moderne Form der Sklaverei“* (Bund, 05.06.2013). *„Es ist ein Knochenjob und er wird schlecht bezahlt“* (SRF Club, 13.08.2013). Folgende diskursive Strategien werden verwendet um die Arbeitsbedingungen prekär darzustellen: der Lohn ist tief, die Arbeitszeiten ufern aus, die Anstellungsverhältnisse sind unsicher, der genaue rechtliche Status für die Arbeiterinnen ist unklar, Überforderung tritt als Folge von mangelnder fachlicher Ausbildung auf und Isolation und Heimweh belasten. Im Folgenden wird die Darstellungsweise dieser verschiedenen Aspekte in den Medien besprochen. Oftmals ist es schwierig, sie isoliert zu diskutieren, da sie in den Berichten vor allem verknüpft als prekär beschrieben werden.

6.1. Ansehen der Betreuungsarbeit für ältere Menschen

Betagtenbetreuung, auch nur stundenweise und ohne live-in Verhältnisse, wird in den untersuchten Schweizer Medien grundsätzlich als ziemlich unbeliebte und wenig angesehene Arbeit dargestellt. *„Pflegearbeit bekommt immer noch zu wenig gesellschaftliche Anerkennung und ist schlecht bezahlt“* (Schweizer Illustrierte, 15.11.2010). Meistens wird aber nicht ausführlicher begründet, weshalb das Ansehen dieser Arbeit tief ist. Daraus kann man interpretieren, dass die Meinung selbstverständlich ist und im Diskurs mehrheitlich vertreten wird. Im obigen und folgenden Zitat kommt die Entlohnung zur Sprache: So hängt die Attraktivität einer Tätigkeit auch von der Höhe des Lohnes ab. In wenigen Fällen sind weitere Begründungen zu finden: *„Leid und Tod, Stress und Zeitdruck – Altenpflege gilt als unattraktiver, schlecht bezahlter Knochenjob“* (Tages Anzeiger, 14.08.2013).

Die Betreuung älterer Menschen charakterisiert sich durch die tägliche Konfrontation mit dem oft schmerzhaften Älterwerden. Dieser dauernde Umgang mit Alter und Tod scheint kaum den gängigen Wertvorstellungen eines Traumjobs zu entsprechen. Mit dem Begriff *„Knochenjob“* wird angesprochen, dass physisch und psychisch viel gefordert wird. Es verlangt persönliche Dienstleistungen und dies für alte Menschen. *„Osteuropäerinnen machen das, wofür sich keine Schweizer finden – 24 Stunden am Tag für unsere Alten sorgen“* (Tages Anzeiger, 14.08.2013). Die betagten Personen werden als *„die Alten“* bezeichnet. Sich um das Alte zu sorgen verspricht im

Diskurs eher wenig Lukratives. Im Folgenden wird auf die einzelnen Aspekte der Arbeitsbedingungen eingegangen.

6.2. Hungerlöhne (Blick, 17.12.2012b)

„Eine Arbeit, die wir auslagern, weil wir sie für diesen Lohn nicht leisten wollen“ (SRF DOK, 20.06.2013). Vorherrschend im Diskurs ist die Ansicht, dass der Lohn sehr tief ist. Man spricht von *„Dumpinglöhnen“* (20 Minuten, 12.01.2011), *„Billiglöhnen“* (SRF 10vor 10, 13.08.2013) oder auch von *„Hungerlohn“* (Die Nordwestschweiz am Sonntag, 18.11.2012). Die Betreuerinnen sind *„hundsmiserabel“* (SRF Espresso, 18.06.2013) bezahlt. Vielerorts liegen die Löhne *„weit unter dem Existenzminimum“* (WOZ, 20.06.2013). All diese Zitate verdeutlichen, wie tief die Löhne aus Sicht vieler Schweizerinnen und Schweizer sind. Beim Betrachten ganzer Sätze stellt man fest, dass der Aspekt der niedrigen Entlohnung sehr oft nicht alleine erwähnt wird, sondern mit anderen Gesichtspunkten verknüpft ist. Die Verknüpfungen zeigen detaillierter auf, dass die Bezahlung der Frauen meist als prekär eingestuft wird.

„Ihre Löhne liegen zwischen 1200 und 2200 Franken für einen 24-Stunden-Job, Spesenvergütung oder Nachtzuschläge werden nicht bezahlt, geschweige denn Freizeit gewährt“ (Basler Zeitung, 28.08.2013).

„Ihre Entlohnung ist unverschämt tief, die Kündigungsfristen sind kurz, die Arbeitszeiten überlang und die Verantwortung gross“ (Basler Zeitung, 25.05.2010b).

„Für diesen Hungerlohn sind sie, abgesehen von einem freien Tag pro Woche, dauernd ans Haus gebunden“ (Die Nordwestschweiz am Sonntag, 18.11.2012).

Der Lohn wird beispielsweise mit den Arbeitszeiten und der eingeschränkten Bewegungsfreiheit verbunden. Im nächsten Zitat wird neben dem Stichwort der Entlohnung die Ausbeutung genannt: *«Actuellement, des migrants d'Europe de l'est sont souvent exploités et engagés pour un salaire de misère»* (Le Matin, 17.12.2012). In den untersuchten Medien wird ein tiefer Lohn als negativer Faktor beurteilt bei der Entscheidung, ob eine Beschäftigung attraktiv ist oder nicht. Da in der Lohndiskussion meist noch weitere Arbeitsbedingungen angefügt werden, lässt sich vermuten, dass es diese Verbindungen einfacher machen, ihn zu bewerten. Die verknüpften Bedingungen sind in der 24-Stunden-Betreuung aus Schweizer Perspektive sehr häufig nicht befriedigend genug, um für diesen Lohn arbeiten zu wollen.

Wird die Entlohnung hingegen auch aus Sicht der Migrantinnen dargestellt, sieht das Bild positiver aus: *„In den wenigen Monaten in der Schweiz verdienen sie meist ein Vielfaches dessen, was sie in ihrer Heimat erwirtschaften könnten“* (St.Galler Tagblatt, 18.12.2012). *„Und die Betreuerin verdient weit mehr, als sie in ihrem Heimatland je verdienen könnte“* (Tages Anzeiger, 06.06.2012b). Für die Osteuropäerinnen ist die Lohnhöhe angemessener. Die Diskussion um die Löhne hängt ab vom geographischen Vergleichshorizont. Vergleichen die Medien den Lohn mit denen anderer Jobs in der Schweiz, ist er sehr schlecht. Stellen die Autorinnen und Autoren die Löhne denjenigen in den osteuropäischen Heimatländern gegenüber, wird die Entlohnung ansprechender: *„Aber sie lächelt und sagt: «Der Lohn ist gut. Ich bin zufrieden, Frau Sandra und Herr Harald sind zufrieden. Alle sind zufrieden»“* (Basler Zeitung, 25.05.2010c).

Obige Aussage umschreibt eine Win-win-Situation. Bei einem guten Lohn hängt die Bewertung der Attraktivität einer Tätigkeit wohl weniger stark von den anderen Arbeitsbedingungen ab. Was im Mediendiskurs fehlt, ist der Vergleich mit den übrigen Arbeitsbedingungen. Es werden nur die Lohnvorstellungen in ihrem Herkunftsland mit dem Lohn als 24-Stunden-Betreuerin in der Schweiz verglichen. Die anderen Eigenschaften der Tätigkeit werden nicht verglichen. In einigen Fällen folgt solchen positiven Lohnbewertungen als Gegenargument die Forderung, dass die Mindestlöhne auf Schweizer Niveau eingehalten werden müssen.

„Sie arbeiten hier für einen Lohn von 1200 Euro, hätten aber Anspruch auf einen Lohn nach Schweizer Verhältnissen“ (Neue Luzerner Zeitung, 31.07.2013).

„Das Bundesamt für Migration weist darauf hin, dass in jedem Fall die in der Schweiz «orts- und branchenüblichen Löhne» bezahlt werden müssten“ (Basler Zeitung, 25.05.2010c).

„Wir wollen nicht, dass in der Schweiz Tieflohnsegmente entstehen, dass Leute angestellt werden in ganz Europa nur weil man ihnen einen ganz tiefen Lohn bezahlen kann. Die Leute, wenn sie in die Schweiz kommen, müssen hier leben können. Sie haben auch Anspruch nachher auf die Arbeitslosenversicherung, sie erwerben auch Ansprüche sogar an die Sozialhilfe. Wir wollen nicht, dass Leute in die Schweiz kommen zu Löhnen mit denen man nicht leben kann in der Schweiz“ (SRF Rundschau, 29.06.2011).

Solche Aussagen stammen meist von einer Behörde und enthalten vielfach rechtliche Argumente. Es wird nicht erkennbar, ob diese Regelung zum Schutz der Migrantinnen oder des Schweizer Arbeitsmarkts erwähnt werden. Häufig wird sie genannt, um positive Sichtweisen des Lohns zu relativieren.

Ein weiteres Gegenargument eines angemessenen Lohnes sind Aussagen von Betreuerinnen, die mit ihrer Bezahlung nicht zufrieden sind. Sehr oft wird diese Betrachtungsweise mittels eines Zitats von Bozena Domanska verdeutlicht: *„Es ist falsch zu glauben, dass etwa 3000 Franken pro Monat in Polen viel Geld sind. Schliesslich muss es uns jeweils auch für den Monat danach reichen, den wir daheim verbringen – ohne Arbeit“ (Die Nordwestschweiz BS, 11.06.2013).*

Man kann spekulieren, weshalb nur selten andere Betreuerinnen diese Meinung äussern. Wichtig ist hier sicher zu erwähnen, dass Bozena Domanska die Pendelmigration aufgegeben hat und keine 24-Stunden-Betreuung mehr übernimmt. Sie lebt in einer eigenen Mietwohnung in der Schweiz und kümmert sich stundenweise um Betagte. Eine mögliche Begründung könnte demnach sein, dass Domanska den Lohn tief bewertet, weil sie durch ihren Lebensstil zunehmend die Schweizer Sichtweise der Lohnhöhe übernimmt. Eine andere denkbare Erklärung ist ihre gesunkene Abhängigkeit. Meistens haben private 24-Stunden-Betreuerinnen unsicherere Arbeitsverhältnisse als Bozena Domanska heute. Sie trauen sich vielleicht nicht ihre Arbeitsverhältnisse zu kritisieren, da sie fürchten ihren Job zu verlieren. *„Viele der Frauen wagen nicht, sich über ihre langen Arbeitszeiten und die tiefen Löhne zu beklagen“ (SRF 10vor10, 23.08.2013).*

Was auch immer die Hintergründe sind, im Diskurs wird der Lohn aus Sicht von Schweizerinnen und Schweizern meistens als sehr tief bewertet. Betrachten die Schweizer Medien die Lohnhöhe aus Perspektive der Arbeitsmigrantinnen wird sie häufig als gut diskutiert. Diese interessante

diskursive Verschiebung geographischen Vergleichshorizonts ist auch eine mögliche Erklärung für die unterschiedliche Höhe der Nachfrage nach dieser Arbeit in den verschiedenen Ländern.

6.3. Arbeitszeiten

Die Arbeitszeiten sind ein weiterer vielfach erwähnter Nachteil der 24-Stunden-Betreuung. Sie werden fast ausnahmslos als sehr lange dargestellt. *„[D]ie 42-Stundenwoche ist eine Illusion. Sie machen einen rund-um-die-Uhr-Job“* (SRF Espresso, 18.06.2013). *„Rutkowskas Arbeitstag ist endlos – oft muss sie auch in der Nacht mehrmals aufstehen, um sich um Frau Baumann zu kümmern“* (WOZ, 05.11.2009). Die Care-Migrantinnen *„sind durch die Betreuung rund um die Uhr ausgebrannt“* (Basler Zeitung, 23.11.2012). *„Die 24-Stunden-Betreuung, auch wenn sie besser bezahlt wäre, gibt zu denken. Kann man wirklich alleine 24 Stunden abdecken, während in einem Pflegeheim für diese Zeit 3 Personen eingeteilt werden?“* (SRF1 Doppelpunkt, 13.08.2013).

Die Beschreibung der Arbeitszeiten reicht um die Tätigkeit als unattraktiv darzustellen. Es ist schwierig, Schweizerinnen und Schweizer zu finden, die diese dauernde Verfügbarkeit und Bereitschaft bieten. *„«Ni les proches ni les personnes chargées des soins à domicile ne peuvent assurer cette présence», précise Laila Burla, cheffe de projet à l'Obsan. En Suisse, on ne trouve pas de personnes prêtes à le faire“* (24 heures, 07.08.2013). Die Angehörigen können eine solch lange Präsenzzeit also nicht gewährleisten. Weshalb sie es im Gegensatz zu den Osteuropäerinnen nicht können, bleibt im ersten Satz des obigen Zitats offen. Aus dem zweiten Satz könnte man schließen, dass sie diese Arbeit vielleicht auch nicht tun *wollen*: niemand ist bereit dazu. Wird zusätzlich der Inhalt der 24-Stunden-Betreuung genauer umschrieben, verstärkt sich diese Ansicht noch. *„Würden Sie für etwas über drei Franken die Stunde 24 Stunden am Tag präsent sein? Kochen, Wäsche waschen, putzen? Bettpfannen leeren? Windeln wechseln? Auch nachts?“* (Beobachter 21.07.2011). Wie der tiefe Lohn wird auch eine lange Arbeitszeit im Diskurs noch unattraktiver, wenn sie kombiniert mit weiteren negativen Bedingungen auftritt. Obiges Zitat beinhaltet mehrere Fragen. Es ist davon auszugehen, dass schon die erste Frage von vielen Schweizerinnen und Schweizern verneint wird. Mit jeder weiteren Frage wird der Beruf aus dieser Perspektive noch unangenehmer und unbeliebter.

Das nächste Kapitel befasst sich ebenfalls mit den Arbeitszeiten, der Fokus liegt aber auf dem Live-in Setting.

6.4. Folgen des Live-in Settings

In der Diskussion um die Arbeitszeiten beziehen die Medien auch regelmässig die Schwierigkeit mit ein, in dieser Beschäftigung Arbeits- und Freizeit zu trennen. Je nachdem, was als Arbeits- und was als Freizeit definiert wird, verlängert oder verkürzt sich die im letzten Kapitel beschriebene Arbeitszeit. Als Hauptgrund für diese Problematik wird die Live-in Situation genannt. *„Lebt eine Pflegerin im Haushalt, wo sie tätig ist, ist eine saubere Trennung zwischen Arbeits- und Freizeit schwierig“* (SRF News, 24.07.2014). *„Die Übergänge sind fließend und genau das ist die Schwierigkeit bei den 24-Stunden-Betreuerinnen in Haushalten von Pflegebedürftigen“* (SRF Doppelpunkt, 13.08.2013). *„Wenn sie im gleichen Haushalt wohnen, in einem Zweipersonen-Haushalt, die gleichen Räume teilen, Wohnraum, Küche, am Abend zusammensitzen, Kaffee trinken, Filme schauen – ist das Arbeitszeit oder ist das Freizeit?“* (SRF 10vor10, 01.05.2013). *„Die Gefahr dabei*

ist, dass die Grenze zwischen Arbeit und Freizeit verwischt und vieles nur als «Mithilfe» und nicht als wirkliche Arbeit gesehen wird“ (Die Nordwestschweiz am Sonntag, 19.02.2012a).

Die Care-Migrantinnen wohnen im Haushalt der Betreuungsbedürftigen. Dadurch ist es laut den Medienberichten sehr schwierig zu definieren, wann sie arbeiten und wann sie Ruhezeiten haben. Einerseits ist Arbeits- und Erholungsort identisch. Andererseits ähneln die Tätigkeiten ihres Jobs den Arbeiten, die auch unbezahlt in der Freizeit verrichtet werden. Im letzten obigen Zitat wird hierzu eine Eigenschaft der Betreuungsarbeit erwähnt: sie wird oft eher als freiwillige Mithilfe statt als bezahlte Arbeit diskutiert. *„Die Grenzen zwischen Arbeit und Hilfeleistungen verschwimmen eigentlich. Und es hat auch damit zu tun, dass es oft kein klar definiertes Pflichtenheft gibt, was jetzt die Aufgabe ist“ (SRF Kontext, 10.01.2011).* Aus all diesen Gründen wird eine klare Abgrenzung der Arbeitszeit erschwert. Interessiert man sich, wer Gewinner oder Verlierer dieser Problematik ist, wird mehrheitlich die Care-Migrantin als benachteiligt betrachtet.

„Viele Hauspflegerinnen haben Verträge für normale, geregelte Arbeitstage mit freiem Wochenende. Doch diese Verträge stimmen oft nicht mit der Realität überein. Agata Jaworska: «Normalerweise meine Patient ist ganz krank und nicht kann allein funktionieren. Keine Tag. Und darum ich habe keine frei»“ (SRF 10vor10, 01.05.2013).

„En outre, les soignantes sont disponibles 24 heures sur 24, mais le temps de présence, par exemple la nuit, n'est pas indemnisé » (La Côte, 07.08.2013).

Es werden demzufolge gewöhnlich weniger Stunden bezahlt als tatsächlich gearbeitet wird. Immer wieder wird betont, dass der Lohn nicht angemessen ist für die geforderten Arbeitszeiten. Zusätzlich wird die Live-in-Betreuung im Mediendiskurs dadurch charakterisiert, dass sie die Privatsphäre der Care-Migrantinnen beschneidet. Es ist schwierig, einen Rückzugsort für sich zu finden, wenn man im gleichen Haushalt lebt wie die betreuungsbedürftige Person. Die *„permanente Anwesenheit führt jedoch dazu, dass sie fast keine Freizeit und sehr wenig Privatsphäre hat“ (WOZ, 05.11.2009).* Eine Konsequenz der langen Arbeitszeit und des Live-in-Settings ist dementsprechend die eingeschränkte Privatsphäre. Vereint führen sie zu *„zermürbenden“* Arbeitsverhältnissen (Basler Zeitung, 21.06.2013). Die in diesem Bereich führende Schweizer Wissenschaftlerin Sarah Schilliger beurteilt die Einschränkung der Privatsphäre gar als belastender als der aus Schweizer Perspektive sehr tiefe Lohn: *„Nicht primär der für Schweizer Verhältnisse tiefe Lohn mache den Frauen zu schaffen – sondern die fehlende Privatsphäre“ (Neue Luzerner Zeitung, 18.12.2012).*

Der Live-in-Status wird in den Medien als sehr nachteilig beurteilt. Man findet kaum Schweizer oder Schweizerinnen, die bereit sind, bei einer betreuungsbedürftigen Person zu Hause zu arbeiten und zu wohnen. Deshalb werden dem Diskurs zufolge Care-Migrantinnen angestellt.

„Es ist jedoch schwer, jemanden zu finden, der bereit ist, bei einem Demenzkranken einzuziehen und rund um die Uhr für alle anfallenden Arbeiten zur Verfügung zu stehen“ (Basler Zeitung, 25.05.2010c).

6.5. Rechtliche Situation

Ergänzt werden die genannten prekären Aspekte mit rechtlichen Unsicherheiten. *„Oft werden sehr tiefe Löhne gezahlt und die Arbeitszeiten nicht eingehalten, wenn sie überhaupt geregelt sind“* (Die Nordwestschweiz am Sonntag, 18.11.2012). *«Le travail et le temps libre ne sont pas clairement distingués. Souvent, les familles ne connaissent pas leurs devoirs en termes d'horaires, de salaire, de vacances et d'assurances»* (24 heures, 07.08.2013). Die rechtliche Situation ist gemäss solchen Aussagen selten geregelt und falls doch, werden diese Regulierungen nur beschränkt respektiert. Meist wird im Diskurs die Schuld für solche Mängel nicht den Betreuungsbedürftigen und ihren Angehörigen zugewiesen, sondern den Agenturen. Schweizer Familien, die eine Care-Migrantin einstellen, ahnen dem Mediendiskurs zufolge nichts Böses: Wenn gegen Gesetze verstossen wird, passiert dies aus Unwissen und nicht wie bei den Agenturen aus gewinnorientierten Motiven.

Hin und wieder wird auf eine Spezialität der Schweizer Rechtsgebung Bezug genommen: *„Sie müssen permanent für den Kunden da sein, eine Verschnaufpause wird ihnen nicht gegönnt. Für diese Frauen gilt das schweizerische Arbeitsrecht nicht“* (Basler Zeitung, 28.08.2013). Angestellte in Privathaushalten sind offiziell nicht dem Arbeitsrecht unterstellt. Sie haben dadurch beispielsweise keine gesetzlich festgelegten Höchstarbeitszeiten. Diese Eigenheit wird im Diskurs stets als nachteilig für die Betreuerinnen beurteilt. Die geltenden Gesetze über Mindestlöhne oder Sozialversicherung werden gemäss verschiedenen Aussagen in den Medien häufig nicht eingehalten. *„Geringe Entlohnung, informelle Arbeitsverträge ohne Sozialversicherung, keine bezahlten Ferien, kein Anspruch auf Lohnfortzahlung bei Krankheit, wenig oder keine Schutzbestimmungen (etwa bei Unfall), geringe Arbeitsplatzsicherheit, entgrenzte, höchst flexible Arbeitszeiten: Magdalena Rutkowskas Arbeitsverhältnis umfasst die ganze Palette von Kennzeichen, die prekäre Arbeit ausmachen“* (WOZ, 05.11.2009). Ihre Arbeitsverträge charakterisieren sich durch eine einseitige Abhängigkeit. Gemäss dem medialen Diskurs muss sich die Migrantin viel von ihrem Arbeitgeber gefallen lassen und fürchtet sich sehr vor einer Kündigung. Hier verknüpft sich der Diskurs mit demjenigen über die Agenturen aus Kapitel 4.3.

„Die meisten Verhältnisse mit Care-Migrantinnen sind Ausbeutungsverhältnisse“ (NZZ, 23.07.2013).

„(...) an diesem Tag fristlos gekündigt wurde. Diese hatte sich bei ihrer Firma beklagt, weil ihr nicht der volle Lohn ausbezahlt worden war. Die Kündigung bedeutet in diesem Fall, dass die Pflegerin von einem Tag auf den andern kein Dach mehr über dem Kopf hat“ (WOZ, 20.06.2013).

Die Care-Migrantinnen haben kaum rechtliche Sicherheiten, um sich gegen ungerechte Arbeitsbedingungen zu wehren. Aus dem letzten Zitat kann man interpretieren, dass sie es aus Angst vor einer Kündigung nicht tun – sie sind auf ihren Job angewiesen. Andere Medienberichte argumentieren, dass die Osteuropäerinnen nicht um ihre Rechte wissen und sich deshalb nicht beklagen. *„Die Migrantinnen müssten sich selbst gegen ausbeuterische Haushalte wehren. Ein recht unwahrscheinliches Szenario, da die Frauen oft nicht um ihre Rechte wissen“* (Sonntagszeitung, 26.06.2011).

„Um Lohndumping zu verhindern, genügt es jedoch nicht, einen Mindestlohn festzulegen. Es braucht auch entsprechende Kontrollen. Und hier liegt die Krux: Kontrollen im privaten Bereich gestalten sich naturgemäss deutlich schwieriger als in Betrieben“ (Tages Anzeiger, 05.09.2011).

Die Begründungen, weshalb die Arbeitsverhältnisse vom Staat nicht strikter überprüft werden, unterscheiden sich. Der dominierende Diskurs erklärt es damit, dass Kontrollen in Privathaushalten sehr schwierig sind und dass Anstellungsverhältnisse mit ausländischen Firmen von der Schweiz nicht bestraft werden können. *„Anders als auf Baustellen oder in Erotiksalons, wo die Überwachungsbehörden des Kantons unangemeldete Kontrollen durchführen und von den Personen Identitätspapiere und Unterlagen zu den Anstellungsbedingungen verlangen können, ist dies in Privathaushalten nicht möglich“* (Neue Luzerner Zeitung, 31.07.2013). *„Die Vermittlerfirmen haben ihren Sitz im Ausland. Die Behörden können kaum gegen sie vorgehen“* (SRF 10vor 10, 13.08.2013).

Die andere Erklärung für die mangelhafte staatliche Kontrolle ist die Ansicht, dass der Schweizer Staat, das Gesundheitssystem, Schweizer Betreuungsbedürftige und ihre Angehörigen vom günstigen Angebot der Care-Migrantinnen profitieren und deshalb wenig motiviert sind, diese zu verteuern oder gar zu verbieten: *„Dass die Behörden oft trotzdem nicht so genau hinschauen, führt er unter anderem darauf zurück, dass Gemeinden und Kantone finanziell von der momentanen Situation profitieren, denn ohne die illegalen Pflegerinnen müssten sie sich eventuell an den Kosten für ein Pflegeheim beteiligen“* (Tages Anzeiger, 19.12.2012b).

6.6. Überforderung

Betreuungsarbeit kann gemäss dem Mediendiskurs anstrengend und herausfordernd sein. Man benötigt eine Ausbildung um mit heiklen Situationen professionell umgehen zu können. Im Diskurs sind die Care-Migrantinnen pflegerisch aber meist ungebildet. Fehlendes Wissen erschwert den Berufsalltag.

„«Tatsache ist, dass die Betreuung Dementer eine heikle Aufgabe ist», sagt Monika Müller-Hutter. Ohne Ausbildung sei die sichere Pflege nicht gewährleistet (...). Etwa die Geschichte jener Betreuerin, die von ihrem verwirrt-dementen Schützling angegriffen wurde und sich in ihrem Zimmer einschliessen musste“ (St. Galler Tagblatt, 05.03.2011).

„(...) Beispiel einer Pflegerin, die sich 24 Stunden am Tag um eine Schweizer Alzheimerpatientin kümmerte – Schuldzuweisungen und Schläge inklusive. «Das ist gerade für nicht ausgebildete Pflegerinnen unzumutbar»“ (Tages Anzeiger, 14.08.2013).

„Eva Palfi: «Am Schwierigsten war für mich die Aggressivität. Also Klari war, ich könnte sagen, ein Jahr bestimmt, regelmässig aggressiv. Bei dieser Krankheit, wenn das mit Aggressivität zusammen ist, dann kann man nie wissen, wann es passiert. Sie ist zum Beispiel ganz gut gelaunt und auf einmal sieht sie, dass es regnet und dann bin ich schuld daran und man kann sich darauf nicht vorbereiten. (...) Beim Spaziergang hat sie oft mit den Stöcken geschlagen, in mein Gesicht gespuckt und gekratzt»“ (SRF DOK, 20.06.2013).

Vor allem demenzkranke Pflegefälle sind Medienaussagen zufolge problematisch für Betreuerinnen ohne nötiges Knowhow. Gefährdet ist hauptsächlich die Betreuerin. Sie ist nicht geübt im Umgang mit der möglichen Aggressivität ihres Patienten oder ihrer Patientin und kann eventuelle Übergriffe weniger gut einordnen und verarbeiten. Dies kann zu Überforderung führen. Im

Diskurs wird nie konkret gesagt, dass Schweizerinnen und Schweizer die 24-Stunden-Betragtenbetreuung ungern übernehmen, weil sie sich vor Überforderung fürchten. Doch tragen allfällige Unberechenbarkeit und Aggressivität der Patienten sicher zu einer Minderung der Attraktivität dieses Jobs bei.

6.7. Isolation und psychische Belastung

Die psychische Gesundheit der Migrantinnen kann unter solchen Arbeitsbedingungen leiden. In den Medien wird nur selten genauer auf dieses Thema eingegangen. Dann kommen vor allem soziale Isolation im Schweizer Privathaushalt und Heimweh zur Sprache: *„Isolierung, Einsamkeit, die Belastung einer oft überfordernden Arbeit und die schmerzhaft Trennung von den eigenen Kindern in der Heimat“* (SRF DOK, 20.06.2013). *„Viele haben keinen Kontakt zur Bevölkerung, kein Sozialleben“* (Tages Anzeiger, 14.08.2013). *„Es gibt Frauen, die im Haus der Betreuten wohnen und arbeiten und auch in der Freizeit das Haus nicht verlassen dürfen“* (Die Nordwestschweiz am Sonntag, 18.11.2012). Die soziale Isolation wird im Diskurs als eine weitere Folge des Live-in Settings genannt. Die Frauen haben nur beschränkte Möglichkeiten, sich mit anderen Menschen in der Schweiz auszutauschen. Laut dem letzten Zitat bleibt es einigen Care-Migrantinnen komplett verwehrt aus ihrer Isolation auszubrechen. Mögliche Folgen sind psychische Belastungen wie Einsamkeit und Heimweh. Manchmal wird im Diskurs angefügt, dass die soziale Isolation eine Folge mangelhafter Sprachkenntnisse sein kann.

Das nächste Zitat stellt dar, wie die Betreuerinnen unter den problematischen Aspekten des Live-in Settings leiden. Belastend sind auch der tiefe Lohn und die rechtliche Unsicherheit. Allgemein wird in den Medien nur wenig darauf eingegangen, wie sich die Betreuerinnen als Menschen unter diesen Bedingungen fühlen.

„Hinzu kommt, dass die Betreuerinnen kaum über Privatsphäre verfügen, an mangelnder Erholung sowie fehlender Nachtruhe leiden. So ist es nicht verwunderlich, wenn Spitex-Mitarbeitende davon berichten, dass sie sich in einzelnen Haushalten gefragt hätten, wer denn nun eher eine Betreuung nötig habe: der von allen Seiten perfekt umsorgte Senior oder die am Rand ihrer Belastbarkeit angelangte Pendelmigrantin?“ (NZZ, 12.01.2012).

Es wird kaum darüber gesprochen, ob die Care-Migrantinnen ihre Situation so empfinden oder ob dies die Ansicht eines externen Beobachtenden ist. Am meisten interessiert man sich dafür wohl in Beiträgen des Schweizer Radio und Fernsehen. Hier werden Aspekte wie Gewalt von Dementen, Heimweh, schlechtes Gewissen und Umgang mit Todesfällen und schwierigen Situationen präsentiert. Sie tragen sicherlich dazu bei, dass die Lebensbedingungen der Care-Migrantinnen in Schweizer Privathaushalten als bedenklich betrachtet werden.

„Wenn sie sterben, dann manchmal ich fühle mich einfach sehr leer, sehr leer. Also dann kann ich einfach wirklich nicht viel machen. Ich möchte auch meine Ruhe haben und nach Hause gehen. Zu Hause ich spreche gar nicht über diese Thema. Ich denke, niemand kann mich verstehen, einer Seite, weil niemand hat das erlebt. Ander Seite, das ist wie ein Flucht. Wenn ich nicht darüber spreche, dann kann ich vielleicht abdecken ein Zeit lang. Aber das geht nicht immer (weint). Ich muss das. Ich weiss, ich habe das noch nicht richtig gelernt, wie kann ich das verarbeiten“ (SRF DOK, 20.06.2013).

Der Umgang mit dem Tod der betreuungsbedürftigen Person ist hier prekär und psychisch belastend, weil die Arbeitsmigrantin kaum seelische Unterstützung erhält und wohl auch mangels Ausbildung nicht weiss, wie mit einer solchen Situation umzugehen. Obiges Zitat beschreibt fehlende Möglichkeiten um unangenehme Erlebnisse zu besprechen und zu verarbeiten. Sie müssen mit Schwierigkeiten alleine zurechtkommen, da meist niemand zur Verfügung steht, der sich mit den Problemen der Betreuerinnen befasst.

Eigentlich gehört die Diskussion um die soziale Isolation nicht unbedingt in dieses Kapitel 6 über die Gründe, weshalb kaum Schweizerinnen und Schweizer eine 24-Stunden-Betagtenbetreuung übernehmen. Denn vermutlich würden einheimische Betreuende weniger stark an sozialer Isolation leiden als ausländische. Trotzdem wird sie hier erwähnt, da sie für eine umfassende Darstellung der Arbeitsbedingungen von Care-Migrantinnen unverzichtbar ist.

Sehr selten findet man als Gegendiskurs Stimmen, die einer Isolation widersprechen. So genesen einige Care-Migrantinnen in der Schweiz gute Beziehungen mit Nachbarn, Verwandten der Betreuungsbedürftigen und mit Landesgenossen. „Alleine fühlt sie sich in der Schweiz nicht; neben zwei anderen polnischen Pflegerinnen aus Eglisau trifft sie sich auch regelmässig mit ihrer Nachbarin“ (NZZ, 27.06.2011).

6.8. Schlussfolgerungen und blinde Flecken

Die 24-Stunden-Betagtenbetreuung erscheint einer grossen Schweizer Mehrheit unattraktiv, weshalb sie an Migrantinnen ausgelagert wird. Meistens wird eine Vielzahl von Gründen für die Problematik der Arbeit genannt. Ein angemessener Lohn gilt als ein wichtiges Kriterium bei der Auswahl einer Tätigkeit. Er wird neben der Arbeitszeit wohl am häufigsten in den Diskurs eingebracht. Für die individuelle Entscheidung, ob der Lohn befriedigt, spielen Dauer, Inhalt, Ansehen und Rahmenbedingungen der Arbeit eine Rolle. Meist führt erst die Verknüpfung dieser unterschiedlichen Komponenten – als diskursive Strategien – zu einer prekären Wahrnehmung dieser Arbeit.

Im Diskurs werden die Arbeits- und Lebensbedingungen der Care-Migrantinnen aus Sicht von Schweizern und Schweizerinnen vorwiegend als problematisch beurteilt. Auch ist die Betagtenbetreuung dem Diskurs zufolge allgemein eher wenig angesehen in der Schweiz. Ersetzen die Schweizer Medien den inländischen Vergleichshorizont durch einen osteuropäischen, wird das Bild der hiesigen 24-Stunden-Betagtenbetreuung vor allem bezüglich der Lohnhöhe positiver. Es findet eine diskursive Verschiebung statt. Der Mediendiskurs lässt vermuten, dass die Ausländerinnen die Betreuung und vor allem den Lohn als weniger prekär einstufen.

Ein blinder Fleck in diesem Diskursstrang sind die schönen Seiten der Betreuungsarbeit und des Umgangs mit betagten Leuten. So verfügen ältere Personen oft über viel Wissen, Erfahrung und Weisheit. Davon kann man profitieren. Das Zusammenleben mit älteren Personen gibt vielleicht auch ein Gefühl von Geborgenheit. Allenfalls wären die Betreuerinnen in externen Unterkünften ebenfalls isoliert. Des Weiteren kann Care-Migration psychisch teilweise eine Entlastung sein. Arbeitslosigkeit, Geldnot und Existenzängste sind genauso belastend für die Psyche wie die Arbeit in der Schweiz. Es ist anzunehmen, dass viele Schweizer Familien ihre Betreuerinnen herzlich behandeln und die Arbeit für beide Seiten eine Bereicherung ist. Ausserdem können Betreuerinnen beispielweise ihre Sprachkenntnisse vertiefen. Das folgende Zitat enthält die Meinung

von Bozena Domanska. Es spricht positive Aspekte des Berufs an, relativiert diese aber auch gleich wieder: *„Der Beruf habe viele schöne Seiten, besonders im zwischenmenschlichen Bereich. Aber trotzdem sei es das Minimum, dass der Respekt vor den hart arbeitenden Frauen gewahrt und die oft prekären Arbeitsbedingungen verbessert würden“* (WOZ, 20.06.2013).

Meistens werden die Care-Migrantinnen als hilflose Opfer dargestellt, die den widrigen Umständen in dieser Branche trotzen müssen. Die wohl nötige grosse Charakterstärke dieser Care-Migrantinnen wird kaum angesprochen.

7. Geschlecht

Es fällt auf, dass im Diskurs hauptsächlich weibliche Personen vorkommen. Betreuung ist stets weiblich. Begründet wird dies in den Medien kaum. Einerseits spricht man von den Betreuenden aus Osteuropa nur in weiblicher Form, andererseits sind den Berichten zufolge auch in der Schweiz grösstenteils Frauen dafür verantwortlich, dass Angehörige betreut werden. Männer kommen im Diskurs selten vor.

7.1. Rolle der Männer

Im Mediendiskurs werden Männer wenig erwähnt. Die Zitate von Seiten der Männer stammen in der Regel von Vertretern von Agenturen, vom Staatssekretariat für Wirtschaft (SECO) oder von der Caritas und sind somit Expertenmeinungen.

„Ueli Greub (SECO): «Das Problem hier ist, dass für Tätigkeiten in Privathaushalten, wo die Betreuerinnen 24 Stunden im Tag im Privathaushalt eingebunden ist, das Arbeitsgesetz nicht gilt. Also die Höchstarbeitszeiten von Arbeitsgesetz kommen nicht zur Anwendung. Theoretisch wäre es möglich, dass sie 24 Stunden um die Uhr arbeiten müssten»“ (SRF Doppelpunkt, 13.08.2013).

„Caritas-Direktor Hugo Fasel ist überzeugt: «Wir bieten eine Lösung an, die auf Fairness baut und klare arbeitsrechtliche Rahmenbedingungen schafft»“ (Blick, 17.12.2012a).

Sie beobachten und beurteilen die Care-Migration von aussen und sind häufig verantwortlich für die Auskunft über rechtliche Fragen. Zudem kommen Männer vereinzelt in der Rolle als Betreuungsbedürftige vor und seltener als Verantwortliche für das Arrangement einer Care-Migrantin für betreuungsbedürftige Angehörige.

Meist werden im Diskurs männliche Care-Migranten nur im Zusammenhang mit dem Caritas-Projekt erwähnt. Dabei handelt es sich vorwiegend um den Rumänen László Mikola, welcher sich unter den von der Caritas festgelegten Bedingungen um einen betreuungsbedürftigen Schweizer Senior kümmert (Tages Anzeiger 12.03.2013 und 16.05.2013). Es bleibt offen, ob männliche Betreuer von den Vermittlungsagenturen, beziehungsweise von Schweizer Betreuungsbedürftigen und deren Angehörigen, weniger gefragt sind oder ob Osteuropäer ein geringeres Interesse an dieser Arbeit zeigen als Osteuropäerinnen.

7.2. Die Pflege durch die Familie – genauer durch die Frauen (SI, 15.11.2010)

Im vorherrschenden Diskurs wird meist ohne Erklärung in weiblicher Form von den Betreuenden gesprochen. Beispielsweise spricht man von einer *„Rundum-Betreuung von Seniorinnen und Senioren durch Frauen aus Osteuropa“* (Die Nordwestschweiz am Sonntag, 19.02.2012). Es sind also Frauen, die in die Schweiz kommen um Betreuung zu leisten. Nur selten wird die Existenz von männlichen Care-Migranten angesprochen. *„Ces femmes pour la plupart – ils ne sont qu'une poignée d'hommes – permettent à des personnes âgées et dépendantes de rester chez elles“* (La Côte, 07.08.2013). In diesem Zitat wird nicht selbstverständlich nur von weiblichen Betreuerinnen gesprochen, sondern erwähnt, dass es neben der grossen Mehrheit der Frauen einige männ-

liche Betreuer gibt. Ansonsten werden die männlichen Care-Migranten im Diskurs nur in den beiden oben erwähnten Artikeln des Tages Anzeigers über das Caritas-Projekt erwähnt.

Auf Arbeitgeberseite sieht die Situation ähnlich aus: Meist sind unbegründet Frauen – vorwiegend Töchter und Schwiegertöchter – für die Betreuung verantwortlich. *„Töchter leisten Froneinsatz für ihre Eltern: Diese Zahlen [Schweizer Gesundheitskosten für Betagte] lägen deutlich höher, würden nicht über 60 Prozent der Rentnerinnen und Rentner von Familienangehörigen betreut. Meist von den Töchtern oder Schwiegertöchtern“* (Migros Magazin, 07.12.2009, 10-15). Laut dem Mediendiskurs sind es auch überwiegend sie, die bei Bedarf eine externe Betreuung arrangieren. *„Meist komme die Anfrage von Töchtern oder Schwiegertöchtern, die für ihre betagte Mutter, ihren Vater oder für beide eine Betreuungsmöglichkeit suchen“* (Blick, 17.12.2012b). In der Regel stellen sie als Care-Managerinnen Frauen an. So wird *„eigentlich nun Arbeit von Frauen, die traditionell von Frauen geleistet wurde in der Schweiz, wieder eben an Frauen aus eben niedrig entlohnten Ländern weitergegeben“* (Sarah Schilliger in SRF Kontext, 10.01.2011).

7.3. Frauen als Grund für die Care-Migration

In den untersuchten Medien wird die gesteigerte Berufstätigkeit von Schweizerinnen verbreitet als eine Begründung für die Care-Migration genannt. Da Schweizer Frauen heute häufiger einer bezahlten Arbeit nachgehen wollen oder müssen, haben sie weniger Zeit für die Betreuung. Damit wird gesagt, dass sie früher meist ohne Lohn ihre Angehörigen betreuten. Dieses Argumentationsmuster wiederholt sich für die Frauen aus Osteuropa, was im Kapitel 7.5. erläutert wird.

„Zudem sind immer mehr Frauen erwerbstätig und stehen darum für die Gratis-Pflege von Angehörigen nicht mehr so selbstverständlich zur Verfügung“ (Neue Luzerner Zeitung, 18.12.2012).

„Ehefrauen, die traditionell die Hauptlast der Pflege tragen, sind immer öfter berufstätig“ (Schweizer Illustrierte, 15.11.2010).

Früher war es „selbstverständlich“, dass sich Frauen gratis um ihre Angehörigen gekümmert haben. Die Ausdrucksweise „nicht mehr so selbstverständlich“ zeigt, dass es heute zwar weniger aber immer noch selbstverständlich ist. Der Ausdruck „Hauptlast“ illustriert eine negative Konnotation der Betreuungsarbeit. Wird diese Last von Care-Migrantinnen abgenommen, führt dies zu einer Erleichterung: *„Die Angehörigen sind erleichtert, dass sich jemand um den pflegebedürftigen Elternteil kümmert, zumal viele berufstätige Frauen dem traditionellen Familienmodell, in dem ihnen die Rolle der Pflegenden zufällt, immer weniger nachkommen können oder wollen“* (NZZ, 12.01.2012).

Im obigen und nächsten Zitat schreibt die Neue Zürcher Zeitung, dass Schweizer Frauen die Betreuungsarbeit nicht mehr übernehmen „können oder wollen“. Es bleibt offen, ob die Schweizerinnen heute weniger betreuen *wollen* oder *können*.

„Klar aber ist, dass die Nachfrage nach einer bezahlbaren Betreuung im eigenen Haushalt zunimmt. Dies lässt sich auf die Familienstrukturen zurückführen, die sich in den letzten Jahren gewandelt haben. Immer mehr Frauen sind berufstätig; sie wollen oder können die ihnen traditionell

zugeschriebene Angehörigen-Pflege nicht mehr übernehmen. «Wie die Männer haben sich auch die Frauen zunehmend vom Care-Giver zum Care-Manager entwickelt» (NZZ, 04.01.2012).

Im Zitat ist zu lesen, dass Männer Care-Manager sind. Inwiefern Männer Betreuung organisieren bleibt unbeantwortet. Dass Frauen Care-Managerinnen sind, wurde bereits im Kapitel 7.2. diskutiert. Die gewandelten Familienstrukturen werden selten ausführlich erklärt. Einzig wird gesagt, dass heute mehr Frauen berufstätig sind. Betreuungsarbeit zu Hause gilt dementsprechend nicht als Beruf. Die Frauen geraten durch ihre gestiegene Erwerbstätigkeit in Probleme, da es teilweise immer noch selbstverständlich ist, dass sie für die Betreuung verantwortlich sind. Vereinzelt wird in den Medien erwähnt, was geschehen kann, wenn Frauen für eine Betreuung ihre Erwerbsarbeit aufgeben oder reduzieren. Eine mögliche Konsequenz ist eine verminderte Rente. *„Viele dieser Frauen, die Angehörige pflegen, stehen also, kaum haben sie die Doppelbelastung durch Beruf und Kinder hinter sich, vor einem neuen Vereinbarkeitskonflikt. Oft sind sie gezwungen ihre Erwerbstätigkeit zu reduzieren, womit sie wiederum ihre Alterssicherung gefährden“ (SRF Kontext, 10.01.2011).*

7.4. Erwartungen an Frauen

Als Begründung, weshalb Frauen als verantwortlich für die Betreuung betrachtet werden, wird oft argumentiert, dass Frauen dies traditionell taten und in vielen Köpfen heute noch die Meinung vorherrscht, sie können besser betreuen als Männer. In der Regel werden im Diskurs alle Betreuungsformen gleichgesetzt. Hat eine Frau Kinder betreut, ist sie ohne weitere Ausbildung in der Lage Betagte zu versorgen. Häufig gehört dazu auch das Erledigen von Hausarbeiten. *„Oft arbeiten Frauen bei uns, die in den letzten Jahren ihre Kinder betreut haben und so eine hohe Sozialkompetenz mitbringen“ (Sonntagszeitung, 16.12.2012).* *„Hier in der Schweiz ist jedoch nicht ihre Berufsqualifikation gefragt, sondern eine andere Kapazität, die den Frauen «von Natur aus», qua Geschlecht, zugeschrieben wird: die Fähigkeit, Care-Arbeit zu verrichten, also ältere bedürftige Menschen zu pflegen und zu betreuen und Haushaltstätigkeiten zu verrichten“ (WOZ, 05.11.2009).*

Der Status der Care-Migrantin wird teilweise ähnlich wie derjenige eines weiblichen Familienmitglieds dargestellt. Sie ist eine *„Tochter zum Mieten“* (Beobachter, 22.07.2010), die sich um betreuungsbedürftige Personen sorgt und die Hausarbeiten erledigt. *„Die Betreuerinnen vollziehen ihre Arbeit eher im Bewusstsein einer Tochter oder Freundin als einer Angestellten“ (NZZ, 04.01.2012).* An eine Tochter oder Freundin hat man andere Ansprüche als an eine Angestellte. Sie übernimmt eher eine Rolle als einen Beruf und ist deshalb wohl gewillter unbezahlte Zusatzdienste und Überstunden zu leisten. *„[Sarah Schilliger:] Diese Frauen werden als Engel gesehen, als fiktive Verwandte, als liebendes oder pflegendes Quasi-Familienmitglied und es handelt sich hier natürlich um Geschlechterstereotype“ (SRF Kontext, 10.01.2011).* Nur wenn sich der Mediendiskurs mit dem Wissenschaftsdiskurs vermischt, werden solche Stereotype kritisch aufgedeckt. Laut dem Mediendiskurs übernehmen die Care-Migrantinnen zwar die Rolle einer Tochter, haben aber trotzdem einen anderen Status. *„Das eine Mal sollen Frauen die Tochter ersetzen. Ein anderes Mal werden sie zum Dienstmädchen gemacht“ (SRF Kontext, 10.01.2011).* Parallel werden sie demzufolge als neue Dienstmädchen oder Mägde betrachtet. *„Dass sie nicht dem Arbeitsgesetz unterstellt sind, kommt noch aus der Mägde-, Knecht- und Dienstmädchenzeit“ (SRF Doppelpunkt, 13.08.2013).* *„Ich befürchte die Rückkehr des Dienstmädchens hinter dem beschönigenden Konzept «Pflegeperson als Familienmitglied»“ (Sarah Schilliger in Schweizer Illustrierte,*

15.11.2010). Aus dem letzten Zitat ist spürbar, dass ein Status als Dienstmädchen weniger attraktiv ist als der eines Familienmitglieds. Im Diskurs ist diese Ansicht selbstverständlich und bedarf keiner weiteren Begründungen. Die Bezeichnung „Dienstmädchen“ ist in der Gesellschaft vermutlich stets mit Ausbeutung verbunden.

Vereinzelte Aussagen, die die verbreitet als selbstverständlich betrachtete Betreuung durch Frauen kritisch hinterfragen, stammen meist von Sarah Schilliger: *„Betreuungsarbeit – schon immer prekäre Arbeit, meist unbezahlt von Frauen geleistet“* (Tages Anzeiger, 14.08.2013). *„Zudem wächst hier der Lohndruck im Pflegebereich weiter und die Arbeit bleibt weiterhin in Frauenhänden und schlecht bezahlt“* (Die Nordwestschweiz am Sonntag, 19.02.2012). Die Feststellung, dass die Arbeit von Frauen geleistet wird, ist negativ konnotiert. Es ist anzunehmen, dass es eine bessere Entwicklung wäre, wenn mehr Männer betreuen würden. Zusätzlich wird deutlich ausgedrückt, dass der Lohn momentan zu tief ist.

7.5. Betreuungslücken in Osteuropa

„Doch auch für die Herkunftsländer der Frauen hat das Arbeitsmodell Folgen. «Es entstehen in einzelnen Regionen Osteuropas prekäre Pflegenotstände. Ich weiss von Dörfern in Polen oder Ungarn, wo 80 Prozent der mittleren Generation temporär oder dauerhaft ausgewandert sind und es akut an Betreuung für Kinder und pflegebedürftige Erwachsene fehlt»“ (Sarah Schilliger in St. Galler Tagblatt, 18.12.2012).

In der Wissenschaft nennt man das Phänomen *Care Drain*. In den Medien wird es selten so bezeichnet, aber oftmals beschrieben. Durch die Migration der Osteuropäerinnen in die Schweiz entsteht in ihrer Heimat eine Lücke in der Betreuung von Kindern und anderen hilfebedürftigen Personen. Dies zeigt, wie selbstverständlich es im Diskurs ist, dass Frauen für die Betreuung zuständig sind. Leben durch die Migration weniger Frauen in Osteuropa, entsteht dort unweigerlich ein Betreuungsdefizit. Es *„stellt sich dann die Frage, wer die pflegebedürftigen Familienmitglieder betreut, die die Migrantinnen zurücklassen“* (Sarah Schilliger in St. Galler Tagblatt, 28.02.2011a). Betreuung wird im Diskurs mit Weiblichkeit gleichgesetzt. Die Situation gleicht derjenigen der Frauen in der Schweiz: Gehen Schweizerinnen arbeiten, entsteht eine Betreuungslücke. Gehen Osteuropäerinnen arbeiten, geschieht dasselbe. *„Wer betreut zum Beispiel die Familienangehörigen, die die Migrantinnen in ihren Herkunftsländern zurücklassen?“* (WOZ, 05.11.2009).

Mit dem Verb „zurücklassen“ schwingt eine leichte Form der Schuldzuweisung mit. Durch die Migration entziehen sich die Care-Migrantinnen der Verantwortung für die Betreuung ihrer Angehörigen. *„Viele Frauen hinterlassen in ihrer Heimat eine Art «Betreuungslücke». Das hat zur Folge, dass inzwischen auch in Polen zunehmend Migrantinnen für die Betreuung von Kindern und alten Menschen rekrutiert werden, meistens aus der Ukraine. «Diese Sorgeketten pflanzen sich entlang des Lohngefälles immer weiter fort», sagt Sarah Schilliger“* (NZZ, 04.01.2012). Um die Lücke zu füllen, welche die Care-Migrantinnen hinterlassen, braucht es wiederum Frauen. Auch hier wird ohne Begründung von weiblichen Personen gesprochen. *„Eine Polin betreut in der Schweiz einen Pflegebedürftigen. Sie hinterlässt in ihrem Land eine Familie. Diese wird von einer Frau aus der Ukraine betreut. Auch diese hinterlässt eine Familie. Diese Betreuungsketten pflanzen sich immer weiter, entlang des globalen Lohngefälles. Und wer kümmert sich um das letzte Glied der Ket-*

te?“ (Die Nordwestschweiz am Sonntag, 19.02.2012). Im Diskurs haben alle Care-Migrantinnen eine Familie in ihrem Herkunftsland. Sie als Frauen sind verpflichtet, sich um sie zu sorgen. Im eigenen Land ist die Betreuungsarbeit für sie unattraktiv wegen dem tiefen oder gar fehlenden Lohn. Aus den identischen Gründen übernehmen zahlreiche Schweizerinnen diese Arbeit nicht in der Schweiz. In beiden Fällen ist es für die Frauen attraktiver, die im Verhältnis schlecht oder gar nicht bezahlte Versorgung der Angehörigen auszulagern und einer besser entlohnten Tätigkeit nachzugehen.

„*«Ausbeutungs- und Abhängigkeitsverhältnisse haben sich verschoben und zusehends globalisiert», so Schilliger*“ (Basler Zeitung, 25.05.2010c). In den Medien wird angenommen, dass es Ausbeutung in Privathaushalten bereits in der Vergangenheit gegeben hat, doch dass sie lokaler war. Es bedarf im Diskurs keiner weiteren Erklärungen, dass zahlreiche Phänomene heute globalisierter sind. Hier ist eine Verknüpfung mit dem Diskurs über die Globalisierung zu beobachten.

7.6. Blinde Flecken und Schlussfolgerung

Gleich als Anschluss an obige Zitate stellt sich die Frage, ob diese Betreuungslücke in den Herkunftsländern nicht teilweise durch Männer geschlossen wird. Übernehmen sie durch die Care-Migration der Frauen (notgedrungen) vermehrt Haus- und Betreuungsarbeiten? Solche Phänomene werden in den untersuchten Medien nicht angesprochen.

Allgemein werden osteuropäische Männer vom Diskurs ziemlich ausgeschlossen. Es wird nicht diskutiert wie es diesen Männern geht. Vielleicht leiden sie an der Abwesenheit der Frauen. Eventuell sind sie ihnen dankbar für die finanzielle Mithilfe. Haben sie es einfacher als Frauen, in Osteuropa Arbeit zu finden? Würden sie möglicherweise auch gerne in die Schweiz arbeiten gehen? Vielleicht tun sie das in anderen Berufsfeldern. Die Medienberichte diskutieren solche Fragen nicht. Einzig der Dokumentarfilm des SRF zeigt vereinzelte Einblicke in das Leben der Männer in Osteuropa.

Kaum erwähnt werden nicht nur die Männer, sondern auch (andere) nachrückende Personen der *Care Chain*. Wer sind die Personen, die nun in Osteuropa die Betreuung für die Care-Migrantinnen in der Schweiz übernehmen? Wie sehen ihre Arbeits- und Lebensbedingungen aus?

Weiter wird im Diskurs häufig unhinterfragt angenommen, dass Frauen lieber und besser Betreuungsarbeiten verrichten können als Männer. Dies zeigt auch folgende Interviewfrage im Tages Anzeiger: „*Was halten sie von der Idee, Zivildienstleistende vermehrt für Pflege- und Betreuungsaufgaben einzusetzen und einen solchen Dienst auch für junge Frauen obligatorisch zu machen?*“ (Tages Anzeiger, 21.12.2012).

Man könnte auch Männer vermehrt für solche Tätigkeiten einsetzen, anstatt daran festzuhalten, dass dies Frauensache ist. Es stellt sich also wiederholt die Frage, wieso Männer für die Betreuung nicht in Frage kommen. Der Diskurs wirft diese Frage nicht auf.

Meist wird die Vergeschlechtlichung der Betreuungsarbeit negativ dargestellt. Doch sie hat für die Frauen auch positive Seiten: Sie haben bessere Chancen auf einen Job in der Betagtenbetreuung. Umgekehrt sind Männer auf diesem Arbeitsmarkt oft benachteiligt. Die Emanzipation von

Migrantinnen könnte gefördert werden, wenn sie plötzlich ein Vielfaches von ihren Ehemännern verdienen. Im Mediendiskurs wird das nie erläutert.

8. Motive der Betreuerinnen

„Die Jobs da als Pflegerinnen – als Betreuerinnen in der Schweiz – die sind heiss begehrt“ (SRF Club, 13.08.2013).

Dem Diskurs zufolge übernehmen die Osteuropäerinnen hauptsächlich aus ökonomischen Gründen Betreuungsjobs in der Schweiz. Sie möchten Geld verdienen. Die Verdienstmöglichkeiten in ihrer Heimat sind laut den Medienberichten schlecht. Es gibt nur wenige Arbeitsplätze und die Löhne sind tiefer als in der Schweiz. Vereinzelt werden ausserdem Gründe wie das Kennenlernen fremder Länder oder indirekt Emanzipation genannt.

8.1. Eine Verdienstmöglichkeit und ein hoher Lohn

„Viele der Frauen stammen aus Regionen mit hoher Arbeitslosigkeit und tiefen Löhnen in Polen, Ungarn und der Slowakei, aber auch in Ostdeutschland. Für sie ist die Betreuungstätigkeit in der Schweiz ein Ausweg aus ihrer schwierigen ökonomischen Lage: Obwohl sie hierzulande meist nur zwischen 1500 und 3000 Franken pro Monat inklusive Kost und Logis verdienen, ist dies ein Mehrfaches dessen, was sie in der Heimat erwirtschaften würden“ (NZZ, 12.01.2012).

„Die Trennung von ihrer Familie nehmen sie aus wirtschaftlicher Not in Kauf: Selbst mit hiesigen Tiefstlöhnen verdienen sie oft ein Mehrfaches dessen, was sie in ihrem Heimatland erhalten würden“ (Beobachter, 21.07.2011). *„In den wenigen Monaten in der Schweiz verdienen sie meist ein Vielfaches dessen, was sie in ihrer Heimat erwirtschaften könnten“* (Neue Luzerner Zeitung, 18.12.2012). Das Hauptmotiv der Care-Migrantinnen ist dem Diskurs zufolge der Verdienst eines höheren Lohns. In diversen Medienberichten wird erwähnt, dass die Betreuerinnen der verbreiteten Arbeitslosigkeit entfliehen wollen. So ist zu lesen: *„Bei uns gibt es ja keine Arbeit!“* (Schweizer Illustrierte, 15.11.2010) oder *„in meiner Heimat Ungarn gibt es kaum Arbeit“* (Tages Anzeiger, 06.06.2012c). Bozena Domanska sagt gar, dass es in Polen für ihre Landsfrauen *„überhaupt keine Arbeit (...) [gibt]. Die Arbeit hier, auch wenn man teils ausgenutzt wird, ist immer noch besser als nichts“* (Die Nordwestschweiz BS, 11.06.2013). Oftmals werden die zwei Aspekte guter Lohn und Arbeitsplatz miteinander verbunden. Die Frauen suchen *„wegen hoher Arbeitslosigkeit und tiefen Löhnen nun im Westen nach Arbeit“* (WOZ, 05.11.2009). *„Interessierte aus EU-Tieflohnländern suchen eine Verdienstmöglichkeit“* (Der Bund, 12.03.2013). *„Bernadina M. verdient in der Schweiz trotz Tiefstlohn ein Mehrfaches dessen, was sie in ihrer Heimat erwirtschaften könnte – so sie denn überhaupt Arbeit hätte“* (Beobachter, 21.07.2011).

Teilweise ist die Begründung, weshalb die Frauen in ihrer Heimat keine Arbeit finden, ihr Alter. *„«Viele unserer Mitarbeiterinnen waren als Ingenieurinnen oder Geschäftsführerinnen tätig. Sie sind bestens qualifiziert, aber finden aufgrund ihres Alters in der Heimat keine Stelle», sagt Stettler. Die 50- bis 65-jährigen Frauen seien deshalb froh, ihr Geld in der Schweiz verdienen zu können“* (NZZ, 04.01.2012). Einige Care-Migrantinnen sind bereits oder bald pensioniert. Doch ist *„die Rente in Ungarn so tief, dass sich niemand eine Mietwohnung leisten kann“* (Tages Anzeiger, 06.06.2012c). *„Oft verrichten die Pendelmigrantinnen diese Arbeit, weil sie in ihrem Herkunftsland nur wenig verdienen oder eine spärliche Rente haben“* (Die Nordwestschweiz am Sonntag, 19.02.2012a).

8.2. Das Geld reichte gerade zum Leben (Tages Anzeiger, 12.03.2013)

Selten sind die Beweggründe der Care-Migrantinnen die Erfüllung elementarer Bedürfnisse wie genügend Nahrungsmittel oder ein Dach über dem Kopf. *„Sie würden nur gerne eine Zeit lang mehr Geld verdienen. Um den Kindern eine Ausbildung zu finanzieren. Um die Wohnung neu einzurichten oder ein besseres Auto zu fahren“* (Tages Anzeiger, 19.12.2012a). *„Diese Verdienstmöglichkeit erlaubt es den Frauen, das Familienbudget in ihrer Heimat aufzubessern“* (NZZ, 04.01.2012). Sie kommen in die Schweiz, *„weil es eben nur hier möglich sei, vom mageren Lohn noch Geld auf die Seite zu legen“* (Der Bund, 05.06.2013). Der Verdienst ist eher ein finanzieller Zustupf, welcher ihr Leben in Osteuropa aufwertet. Ein vielfach genanntes Motiv ist die Finanzierung der Ausbildung ihrer Kinder.

„Die studierte Ökonomin verdiente in ihrer Heimat nur sehr wenig. Als ihre drei Kinder ins Gymnasium kamen, suchte sie nach einer Verdienstmöglichkeit in Deutschland oder der Schweiz, um die Kosten für das Studium der Kinder aufbringen zu können“ (WOZ, 05.11.2009).

„Was er danach von weiteren Einsätzen nach Hause bringt, wird in die Ausbildung der Kinder fließen. Sie sollen die Universität besuchen, vielleicht für ein, zwei Semester ins Ausland gehen. Aber sie sollen sich vor allem eine Existenz in der Heimat aufbauen können“ (Tages Anzeiger, 12.03.2013).

Der letzte Satz des obigen Zitats enthält auch gleich einen weiteren Aspekt. Das Ziel soll nicht sein ihr Heimatland zu verlassen. Diese Diskussion wird im Unterkapitel 8.4. noch vertiefter betrachtet.

Laut anderen Medienberichten pendeln die Osteuropäerinnen in die Schweiz um ihre Familien zu „ernähren“. Der Diskurs ist dementsprechend nicht einheitlich. Einerseits wird wiederholt gesagt, dass die Care-Migration nur einer Aufbesserung des Lebens in den Heimatländern dient. Andererseits ist ein mehrfach genanntes Motiv die Ernährung ihrer Familien. *„Die tiefen Einkommen im Heimatland reichen für viele Familien nicht zum Leben“* (SDA, 06.08.2013b). Daraus lässt sich vermuten, dass die Beweggründe der verschiedenen Frauen unterschiedlich sind. Dies wird im Mediendiskurs nur vereinzelt gesagt. Im Unterkapitel 8.5. werden die in den Medienberichten seltener genannten Motive erläutert.

8.3. Unterstützung der Familie

Dem vorherrschenden Diskurs zufolge kommen viele Frauen nicht zur Erfüllung persönlicher Wünsche in die Schweiz. Meistens ist ihre Motivation die Unterstützung der eigenen Familie. *„Dass Osteuropäerinnen überhaupt Betreuungsdienste übernehmen, habe primär ökonomische Motive und diene dazu, die Familie zu Hause durchzubringen“* (St. Galler Tagblatt, 28.02.2011a). *„Meine Familie ist in Ordnung. Ich kann sie unterstützen. Es ist ein Glück für mich. Wirklich“* (SRF DOK, 20.06.2013). In keinem Medienbericht ist explizit zu finden, dass die Frauen ihrem Lebenspartner aushelfen möchten. Vielmehr übernehmen sie die Betagtenbetreuung laut dem Diskurs ihren Kindern zuliebe. Manchmal möchten sie ausserdem ihre Eltern finanziell unterstützen. Im Diskurs ist teilweise eine Form der Aufopferung für die Familie erkennbar: *„Auch beim nächsten Schweiz-Aufenthalt wird Mikola seine Familie vermissen. Aber deshalb nicht mehr zurückkehren? Kommt nicht infrage! «Was würde ich dann in ein paar Jahren meinen Kindern sagen? Dass ich*

wegen Heimwehs nicht mehr in die Schweiz gereist sei und sie nun nicht studieren könnten?» (Tages Anzeiger, 14.05.2013).

Die Betreuerinnen werden aber nicht als Opfer ihrer Familien dargestellt. Laut den Medienberichten übernehmen sie die Arbeit aus eigenem Antrieb. *„Unter den Care-Migrantinnen fanden sich auch selbstbewusste und teilweise gut ausgebildete Frauen, die sich nicht als Ausbeutungsobjekt fühlten. «Bei diesen ist ein unglaublicher Überlebenswillen zu spüren, sie setzen alles daran, dass ihre Kinder eine bessere Ausbildung bekommen.» Für dieses Ziel nähmen sie die von den Arbeitgebern diktierten Bedingungen in Kauf“* (Der Bund, 05.06.2013).

Hier vermischen sich die Diskursstränge mit dem Kapitel 7 zum Thema Geschlecht, insbesondere mit Unterkapitel 7.5. Als Grund für die Migration und damit das physische Verlassen der Angehörigen wird das Arbeiten für die Familie genannt. Die Frauen gehen laut dem Diskurs fast nie ins Ausland um sich selber weiter zu bringen. Die in vielen Köpfen vorherrschende Verbindung von Frauen mit Mütterlichkeit und Weiblichkeit bleibt trotz ihrer Erwerbsarbeit im Ausland erhalten.

8.4. Migrieren um bleiben zu können

„Es wird also nicht migriert, um das Land zu verlassen, sondern viel eher, um bleiben zu können“ (NZZ, 04.01.2012). *„Die rumänischen Frauen wollen im Ausland arbeiten. Aber sie wollen nicht auswandern, keine neue Existenz in einem fremden Land mit einer seltsamen Sprache aufbauen“* (Tages Anzeiger, 19.12.2012a). *„Die Pendelmigration ermöglicht es ihnen, das Leben im eigenen Land fortzuführen“* (Die Nordwestschweiz am Sonntag, 19.02.2012a). Die Care-Migrantinnen haben dem Diskurs zufolge nicht das Ziel, sich längerfristig in der Schweiz niederzulassen. Sie arbeiten hier, um in ihrer Heimat ein besseres Leben zu führen. Dem widersprechen vor allem die Aussagen von Bozena Domanska. Sie hatte das Ziel, in der Schweiz leben zu können: *„Ich kam in die Schweiz. Ich wollte Geld verdienen für ein eigenes Leben“* (SRF Doppelpunkt, 13.08.2013). Ihre Beweggründe unterscheiden sich vom dominierenden Diskurs. Sie ist *„stolz, eine richtige Westlerin geworden zu sein. Stolz aus ihrem kleinen Dorf ausgebrochen zu sein um die Welt zu entdecken“* (SRF DOK, 20.06.2013).

Gut möglich, dass es noch mehr Betreuerinnen gibt, die gerne in der Schweiz bleiben würden. Auch Familiennachzug könnte ein Thema sein. Die Medien sprechen das nicht an. Vielleicht ist es ein Aspekt, der vom Diskurs zum Schweigen gebracht wird.

8.5. Ich möchte noch was leisten (SI, 15.11.2010)

Neben den ökonomischen Hauptmotiven der betreuenden Osteuropäerinnen finden sich in den Medien, wie oben anhand des Beispiels von Bozena Domanska erwähnt, vereinzelt auch andere Beweggründe. Einige Frauen sehen die Care-Migration als persönliche Herausforderung an; sie möchten sich etwas beweisen. Oft sind die Betreuerinnen schon im fortgeschrittenen Alter und sehen die Betagtenbetreuung in der Schweiz als einen Schritt in Richtung Selbstverwirklichung.

„«Ich musste mich einfach nochmals verändern», lautet ihre Motivation. Ähnlich tönt es bei Petra Bochmann, 60 Jahre alt: «Ich bin glücklich, dass wir in unserem Alter noch gebraucht werden.» (...)

«Ich hätte in Rente gehen können, aber ich habe mich fürs Arbeitsleben entschieden», sagt Hanna Brückner. Sie ist 63 Jahre alt, die älteste Kursteilnehmerin. Ihre Kollegin Evi Knoll sagt weiter: «Ich wollte mich verändern. In Deutschland werden Frauen ab 50 Jahren einfach abgestempelt, wenn man etwas Neues machen will. Deshalb habe ich mich an den Hauspflegeservice gewendet, hier kann ich neue Erfahrungen sammeln»“ (Die Nordwestschweiz am Sonntag, 19.02.2012b).

Obiges und nächstes Zitat stammen von Betreuerinnen aus Deutschland. Ihre Motive sind nicht unbedingt wirtschaftlich, sondern eher Lust etwas zu erleben und Erfahrungen zu sammeln: *„Mit im Team ist die 22-jährige Ergotherapeutin Cindy Mothes. Liebevoll wird sie von den anderen Küken genannt. «Ich habe in Deutschland keine Arbeit gefunden», sagt sie. Deshalb versuche sie es jetzt im Hauspflegeservice. Für sie ist es ein Abenteuer, sie will in der Schweiz Erfahrungen sammeln und ein neues Land kennen lernen“ (Die Nordwestschweiz am Sonntag, 19.02.2012b).*

„«Diese Arbeit macht mir Spass», sagt sie. Ausserdem verdiene sie zu Hause bloss 300 Euro und hier viel mehr“ (Berner Zeitung, 05.11.2011a). Bei genauer Betrachtung dieser Zitate stellt man fest, dass die schwierige wirtschaftliche Situation zu Hause oder die Aussicht auf einen im Verhältnis hohen Lohn hier ebenfalls eine wichtige Rolle spielen. Die Wissenschaftlerin Sarah Schilliger betont in den Medien wiederholt, dass die Beweggründe von Care-Migrantin zu Care-Migrantin variieren: *„Die Pendelmigrantinnen haben ganz vielfältige Motive, warum sie hier in die Schweiz arbeiten kommen. Da sind Frauen, die wirklich hierher kommen um das Überleben ihrer Familie zu sichern. Einfach, dass sie täglich genügend zu essen haben, dass sie ihre Miete bezahlen können. Da sind auch Frauen dabei, die alleinerziehend sind, also die geschieden sind von ihren Ehemännern und durch das nur ein Einkommen haben und darum da ein Einkommen in der Schweiz erzielen müssen. Dann ist auch ein Motiv die Finanzierung der Ausbildung der Kinder. Also wenn die Mutter ihren Kindern eine Universitätsbildung ermöglichen möchte und hierfür finanzielle Ressourcen braucht. Dann gibt es auch Rentnerinnen, also Frauen die schon pensioniert sind und ihre Renten aufbessern müssen, also in Polen sind die Renten sehr tief, ich habe zum Beispiel mit einer Lehrerin gesprochen, die 400 Euro Rente pro Monat hat, auch alleinstehend ist und einfach auch Einkommen braucht um überhaupt überleben zu können. Es sind also ökonomische Hintergründe, also eine ökonomische Notwendigkeit, welche im Vordergrund steht. Dann sind es aber zum Teil auch Frauen, die zum Beispiel aus engen familiären Verhältnissen ausgebrochen sind oder eben unglückliche Ehen gehabt haben und eben auch das ein Motiv sein kann, dass sie mal ins Ausland arbeiten gehen“ (Sarah Schilliger in SRF Doppelpunkt, 13.08.2013).*

Sarah Schilliger erwähnt die im Diskurs üblichen Motive wie die Finanzierung der Ausbildung der Kinder, die Unterstützung der Familie oder die Aufbesserung der Rente und fügt weitere Erklärungen an. Beispielsweise sei die Care-Migration eine Möglichkeit mehr Freiheit zu erlangen. Daraus und aus einigen weiteren Zitaten dieses Unterkapitels kann man interpretieren, dass die Care-Migration auch emanzipatorisch motiviert ist.

„Ich mach das nicht nur wegen des Geldes, sondern auch für mich selbst. Ich will mir beweisen, dass ich meiner Familie helfen kann. Dass ich dazu alleine fähig bin. Das klingt ein wenig verrückt, aber mir ist das wichtig. Seit ich 50 geworden bin, brodelt etwas in mir, dass ich was anderes tun muss, etwas verändern will“ (SRF DOK, 20.06.2013).

Es ist aber auch ein nicht emanzipatorisches Muster von Mütterlichkeit zu entdecken. Die Betreuerin migriert, weil sie der Familie helfen möchte. Trotzdem wird klar gesagt, dass sie eigen-

nützige Interessen verfolgt. Sie fühlt sich durch die Care-Migration stärker. Möglicherweise kann das damit erklärt werden, dass sie die in der Gesellschaft höher angesehene Aufgabe des „männlichen Familienversorgers“ übernehmen kann und so eine Aufwertung fühlt. Doch wie bereits erwähnt, sind emanzipatorische Motive der Betreuerinnen in den Medien nur sehr spärlich zu finden. Im Diskurs dominieren die ökonomischen Anreize.

8.6. Schlussfolgerungen und blinde Flecken

Dem Schweizer Mediendiskurs zufolge pendeln die Osteuropäerinnen vor allem in die Schweiz um Geld zu verdienen. Dieses brauchen sie um ihre Familie finanziell unterstützen zu können, sei es um eine Existenzgrundlage zu schaffen oder um für höhere Bedürfnisse wie ein Studium aufzukommen.

Wiederholt wird im Diskurs gesagt, dass die Care-Migrantinnen die Arbeit als Zusatzverdienst für ihre Familie übernehmen. Diese Ansicht kann vermutlich mit der vergeschlechtlichten Wahrnehmungsweise von Löhnen und deren Funktionen in der Familie erklärt werden. Diesem Diskurs zufolge wird der „Ernährerlohn“ oft mit dem Einkommen des Mannes gleichgesetzt (zum Beispiel: Gottschall und Schröder 2013). Die Löhne von Frauen werden in der Schweiz sehr häufig - und unabhängig von ihrer Höhe und ihrem tatsächlichen Anteil am Haushaltseinkommen - als finanzieller Zuschuss, der das Familieneinkommen aufbessert, eingeordnet. Dies könnte ebenso begründen, weshalb im Mediendiskurs nie erwähnt wird, dass die osteuropäischen Betreuerinnen die Arbeit in der Schweiz auch ihren Männern zuliebe übernehmen. Im herrschenden Geschlechterdiskurs wird nämlich die Meinung vertreten, dass ein Mann für sich selber sorgen können muss. Es ist im Diskurs schwierig oder nicht sagbar, dass eine Frau mit ihrer Arbeit ihren Partner ernährt. Der Diskurs über die Care-Migration verschränkt sich hier mit dem Geschlechterdiskurs.

Es bleibt unklar, wie hoch die Not einer Osteuropäerin sein muss um ein Betreuungsarrangement einzugehen. Einerseits wird die Ansicht vermittelt, sie müsse nicht gross sein: Die Osteuropäerinnen migrieren, um ihre Finanzen aufzubessern. Andererseits lassen die im Kapitel 6 geschilderten prekären Arbeitsbedingungen eher darauf schliessen, dass sich die Frauen gezwungen fühlen diese Arbeit zu übernehmen.

Die emanzipatorischen Hintergründe zur Care-Migration sind im Diskurs selten und verschwommen. Es wird nicht diskutiert, wie die Arbeit in der Schweiz die Rolle der Frauen in ihrem Zuhause verändert. Ein blinder Fleck ist die Frage, ob die Care-Migration zu einer Vergrößerung der Macht und des Ansehens der Betreuerinnen im Heimatland führt. *„Sie verdienen als Arbeits-Pendlerinnen das Geld, das ihre Familien im Herkunftsland dringend benötigen“* (SRF Club, 13.08.2013).

9. Diskussion

In diesem Kapitel wird der Schweizer – hauptsächlich der Deutschschweizer – Mediendiskurs diskutiert und es werden Vergleiche mit dem Wissenschaftsdiskurs angestellt. Zudem wird erklärt, weshalb der Westschweizer Mediendiskurs in dieser Studie eine so geringe Rolle spielt.

9.1. Diskussion mit Einbezug des wissenschaftlichen Diskurses

In der vorliegenden Masterarbeit wurde der Mediendiskurs untersucht. Bei dessen Vergleich mit dem Wissenschaftsdiskurs beziehe ich mich nicht auf eine gleichartige Analyse von wissenschaftlichen Veröffentlichungen, sondern auf meine Ausführungen in Kapitel 2. Dabei konzentriere ich mich auf den wissenschaftlichen Diskurs in der Schweiz. In anderen Staaten gestalten sich die Forschung und der akademische Diskurs über Care-Migration abweichend. Im Kapitel 3.1.2. wurde bereits darauf hingewiesen, dass eine scharfe Trennung von Diskursebenen nicht durchführbar ist, da die Ebenen stets vernetzt sind und einander beeinflussen (Jäger und Jäger 2007, 28): Die wissenschaftliche Ebene ist beispielsweise mit der medialen verschränkt, indem ich eine akademische Arbeit über den Mediendiskurs schreibe oder umgekehrt in Medienberichten Aussagen der Wissenschaftlerin Sarah Schilliger vorkommen.

9.1.1. Der Markt und die Agenturen

Der Medien- wie auch der Wissenschaftsdiskurs betrachtet das Phänomen der osteuropäischen Care-Migration als jung. Einerseits werden erst seit wenigen Jahren mediale und wissenschaftliche Berichte darüber verfasst: Die Forschung startete in der Schweiz ungefähr im Jahr 2008 und erste Medienberichte über die Care-Migration wurden ab dem Jahr 2006 veröffentlicht. Andererseits werden im Diskurs erst die Personenfreizügigkeit und vor allem deren Erweiterungen historisch als Hauptauslöser für den „Boom“ der Care-Migration diskutiert. Dominierend wird auf Diskursebene der Medien wie auch der Wissenschaft die Ansicht vertreten, dass der Markt am Boomen ist. Auffallend ist vor allem im Mediendiskurs, dass keine Zahlen existieren, die das beweisen. So bleibt in der Regel unklar, wie diese Aussage zustande gekommen ist. Die Wissenschaft hinterlegt diese Angabe teilweise mit den Resultaten einer Studie der Stadt Zürich, die aufzeigt, dass die Anzahl privatwirtschaftlicher Betreuungsagenturen zunimmt (Truong et al. 2012, 5). Ihr zufolge erhalten zahlreiche Agenturen täglich Bewerbungen aus Osteuropa und äussern eine beständig wachsende Kundenzahl (ebd., 20). In der Studie wird angesprochen, dass die potentiellen Arbeitskräfte die Kundennachfrage um ein Vielfaches überwiegen (ebd.). So verfügen Agenturen gemäss Selbstangaben über einen grossen Pool an interessierten Betreuerinnen, doch sie haben erstaunlich wenige Schweizer Familien als Kundschaft (ebd.). Dies wird auf der medialen Diskursebene nicht gesagt und in der Wissenschaft nur selten erwähnt. Die postulierte grosse Ausbreitung des Betreuungsmodells könnte an dieser Stelle also hinterfragt werden. Das im Diskurs wiederholte Betonen des Booms ist möglicherweise eine selbsterfüllende Prophezeiung: Wird die Ansicht verbreitet, dass immer mehr Schweizerinnen und Schweizer eine Care-Migrantin anstellen, greift man selber vielleicht auch eher auf diese Lösung zurück als wenn vorherrschend gesagt würde, dass immer weniger Leute eine osteuropäische Betreuerin engagieren möchten. Diskursive Strategien, um den Boom glaubhaft zu machen sind beispielsweise das Erwähnen der „Überalterung“ der Schweiz und die Vorliebe der Schweizerinnen und Schweizer, nicht in ein Altersheim gehen zu wollen.

Auch wird im Mediendiskurs immer wieder gesagt, dass sich die Agenturen eine „goldige Nase“ (Neue Luzerner Zeitung, 18.12.2012) verdienen. Auf der wissenschaftlichen Diskursebene wird dem nie direkt widersprochen, da kaum über die Gewinne und die Marktsituation der Agenturen diskutiert wird. Laut Truong et al. (2012, 20) beklagen nahezu alle Unternehmen eine erhöhte Konkurrenz durch andere Marktakteure. Doch kommt auf beiden Diskursebenen die Sichtweise der Agenturen nur sehr sporadisch zu Wort. Sie haben wenig Macht, um den vorherrschenden Diskurs in der Wissenschaft und den Medien mitzubestimmen und werden in der Regel als dubios und ausbeuterisch charakterisiert: die Agenturen sind die „Bösen“ im Diskurs. Würde den Vermittlungsbüros mehr Legitimität zugesprochen, wäre das Thema Care-Migration möglicherweise mit weniger Beigeschmack von Illegalität verbunden. Es werden verschiedene diskursive Strategien verwendet um die Wahrnehmung der Agenturen als dubios zu konstruieren. Beispielweise wird wiederholt berichtet, dass sie nur egoistische Selbstbereicherung im Kopf hätten, „gute“ osteuropäische Frauen hintergehen würden, Schweizerinnen und Schweizer in rechtliche Probleme bringen können und selber häufig nicht bestrafbar seien. Folgen dieses Diskursstrangs sind eine mögliche Generalisierung der gesamten Branche als zweifelhaft, allenfalls Angst selber eine Care-Migrantin anzustellen und die Kriminalisierung der Vermittlungsbüros. Fast nie spricht man auch von humanitären Beweggründen der Agenturen.

Allgemein stellen beide Diskursebenen die Marktsituation für die Agenturen ziemlich rosig dar. Es wird kaum von Schweizer Haushalten gesprochen, die aus ethischen Gründen keine Care-Migrantin anstellen wollen oder die Hemmungen davor haben, weil das Umfeld eine Anstellung ausländischer Haushaltshilfen kritisieren könnte. Auch gibt es sicherlich Schweizerinnen und Schweizer, die aus finanziellen Gründen keine osteuropäische Betreuerin engagieren. Von all dem wird im Diskurs nicht gesprochen, obwohl diese Faktoren den Markt gewiss stark einschränken. Stattdessen stellen beide Diskursebenen einen Boom der Branche dar und dabei ist, wie in Kapitel 4.2. bereits erwähnt, herauszuspüren, dass er auf Ablehnung stösst.

Diskursive Strategien zur Konstruktion der Intransparenz des Marktes sind die wiederholte Betonung der fehlenden Zahlen und Statistiken über das Phänomen, seine Neuartigkeit, das „Untertauchen“ der Migrantinnen in der Schweiz (zum Beispiel: St. Galler Tagblatt, 28.02.2011b+c) und die verbreitete Geheimhaltung einer Anstellung wegen angedrohten Strafmassnahmen oder aus Prestigegründen.

Die Care-Migration wird als ein wichtiges, berichtenswertes Thema diskutiert. Diskursive Strategien dafür sind unter anderem die Betonung seiner Neuartigkeit und die Skandalisierung der Agenturen. Eine weitere mögliche, aber kaum genutzte Strategie wäre darauf hinzuweisen, dass sich eigentlich jede Person für die Problematik interessieren sollte, da eine grosse Wahrscheinlichkeit besteht, selber oder durch Angehörige in die Situation zu kommen, wo nach einer Lösung für eine Langzeitbetreuung zu Hause gesucht werden muss. Da diese Argumentation selten genutzt wird, wird die Care-Migration in der Regel nicht als eine persönlich betreffende Angelegenheit diskutiert.

9.1.2. Motive für die Anstellung einer Care-Migrantin

Die Gründe, weshalb Schweizerinnen und Schweizer Care-Migrantinnen anstellen, sind auf akademischer und medialer Ebene sehr ähnlich, da viele Zeitungsberichte auf den Resultaten der

wissenschaftlichen Obsan-Studie beruhen. So erwähnen beide Diskurse Motive wie: der Wunsch der betreuten Person daheim zu bleiben, die Sicherheit im Leben zuhause sowie eine personell konstante Betreuung und Zuwendung. Der Betreuung daheim wird also, im Vergleich zur tendenziell negativ wahrgenommenen institutionellen Betreuung im Heim, auf beiden Ebenen der Vorrang gegeben (Van Holten et al 2013, 6). In der Wissenschaft wird dieses Phänomen häufig ausführlicher erklärt als in den Medien. Beispielsweise sind laut Van Holten et al. (2013, 26) viele Schweizerinnen und Schweizer der Ansicht, dass ein Wohnsitz zu Hause im Vergleich zum Alters- oder Pflegeheim mehr Lebensqualität, Freiheit, Individualität und Autonomie ermöglichen. Der Wissenschaftsdiskurs verwendet hier also eher weite Überbegriffe, während der Mediendiskurs – wenn er überhaupt Erklärungen aufführt – alltagsnahe Begründungen gibt, wie zum Beispiel, dass man zu Hause fernsehen und essen könne, was man wolle (WOZ, 22.03.2012). Beide Diskursebenen verschränken sich mit dem Individualitätsdiskurs. Zu ihm gehören Themenbereiche des Ideals, das Alter zu Hause zu verbringen, die Legitimationsstrategie der Bezahlbarkeit und die Entlastung der Angehörigen bei der Sorgetätigkeit (Schilling 2012, 64). Letzteres Argument der Entlastung findet sich hauptsächlich in der Wissenschaft. Die Medien erwähnen ihrerseits, dass sich viele Schweizer und Schweizerinnen schlecht fühlen, wenn sie ihre betagten Verwandten in ein Alters- oder Pflegeheim einweisen. Der Wissenschaftsdiskurs sieht die Anstellung einer Osteuropäerin demzufolge eher als Hilfe für die Angehörigen der Betreuungsbedürftigen – es schützt diese vor einer Überlastung. Der Mediendiskurs betrachtet das Arrangement einer Pendelmigrantin hingegen öfter als Alternative zu einer Einweisung in ein Pflege- oder Altersheim.

Sowohl der Wissenschafts- als auch der Mediendiskurs erwähnen die Finanzierbarkeit der zeitintensiven Betreuung daheim sowie das limitierte Angebot der bestehenden Dienstleister als weitere Triebkräfte für ein transnationales Arrangement (Van Holten et al 2013, 6). Der Wissenschaftsdiskurs verwendet hierzu zahlreiche Fachausdrücke und Fremdwörter: „Im Rahmen neoliberaler Restrukturierungen sind als Rationalisierungsmassnahme deshalb in einzelnen Ländern die Pflegesysteme zunehmend an private Akteure «outgesourced»“ (Schilliger 2013, 145). Greuter und Schilliger (2010, 155) sprechen auch von einer „Quasi-Taylorisierung“ der Care-Arbeit. Die Medien sagen dasselbe, aber meist in einfacherer Sprache. Beispielsweise ist hier das Wort „Pflegernotstand“ verbreiteter. Die Sprache der Medien ist meist bildhafter und dramatisierender als auf wissenschaftlicher Ebene; so sitzt die Schweiz laut der SonntagsZeitung (16.12.2012) in der „Seniorenfalle“. Vor allem auf der medialen Ebene verschwimmen die beiden Gründe Alterung der Gesellschaft und Sparmassnahmen bei der öffentlichen Finanzierung von Betreuungsleistungen. In der Wissenschaft werden sie in der Regel separat erläutert.

Auf beiden Diskursebenen wird das herrschende öffentliche System der Betagtenbetreuung und -finanzierung kritisiert und bemängelt. Dass die Schweiz im internationalen Vergleich bei bestimmten Indikatoren sehr gut positioniert ist, wird nicht gesagt. So besitzt sie eine der höchsten Anzahl Betreuungspersonen und Heimplätze pro tausend Personen im Alter von 65 Jahren und älter (OECD 2011). Auf beiden Diskursebenen wird ab und zu die Situation im Ausland erwähnt. Beispielsweise sind Care-Migrantinnen für die Privatbetreuung in Italien und Deutschland heute viel verbreiteter als in der Schweiz. Als fortschrittlicher gilt laut der Wissenschaft meist Skandinavien, weil dort die Betreuung zu Hause wohlfahrtsstaatlich stärker unterstützt wird (zum Beispiel: Schilliger 2013, 157).

Laut dem Mediendiskurs gibt es kaum Alternativen zwischen einer Betreuung zu Hause oder einem Umzug in ein Alters- oder Pflegeheim. Obwohl eine grosse wissenschaftliche Debatte zu alternativen Wohnformen im Alter existiert (zum Beispiel: Honegger 2014, 4-6), wird sie auch auf der akademischen Ebene des Diskurses über die Care-Migration wenig erwähnt. Der Mangel an andersartigen Wohn- und Betreuungsmöglichkeiten neben Privathaushalt und Pflegeheim wird auch hier nur selten als ein weiterer Grund für die Care-Migration genannt (Van Holten et al. 2013, 7). Aus dem Diskurs könnte man schliessen, dass in den Köpfen vieler Schweizerinnen und Schweizer die Ansicht vorherrscht, dass es für hilfsbedürftige Betagte nur zwei Möglichkeiten gibt: entweder eine Betreuung zu Hause oder im Heim. Alternative Wohnformen sind im hiesigen Diskurs noch wenig verbreitet. Entweder werden sie nicht in Betracht bezogen, da sie wenig populär sind, oder weil sie vielen noch nicht bekannt oder vertraut sind.

Schweizerinnen und Schweizer – sowohl die Betagten als auch die Angehörigen – sind dem Medien- und Wissenschaftsdiskurs zufolge nicht zu verurteilen, wenn sie eine Care-Migrantin anstellen. Ihre Not wird mit diskursiven Strategien ausführlich erklärt: die öffentliche Spitex wird als teuer und für Langzeitbetreuung unbefriedigend diskutiert, die Heimplätze als kostspielige Mangelware und die nur noch wenigen Verwandten haben durch ihre Beschäftigungen oder ihre geographische Distanz weniger Möglichkeiten, die Betreuung zu übernehmen. Haushalte mit Care-Migrantinnen werden also nicht kriminalisiert.

9.1.3. Gesellschaftliche Erwartungen an die Familie

Die betreuungsbedürftigen Betagten sind laut dem öffentlichen Diskurs fast immer Eltern und Eheleute. Dem Mediendiskurs zufolge wurden sie „traditionell“ von ihren Angehörigen umsorgt. Früher hat sich also die Familie um ihre betagten Verwandten gekümmert und traditionelle Familien tun dies auch heute noch. Doch nicht-traditionelle Haushalte kommen zunehmend davon ab. Der Wissenschaftsdiskurs stellt dieses frühere und traditionelle Familienideal teilweise in Frage (Höpflinger 2013, 68). Auch spricht er die wachsende Anzahl Seniorinnen und Senioren an, die keine Kinder haben und/oder alleine leben. So haben der wirtschaftliche Wohlstand und Individualisierungstendenzen dazu beigetragen, dass sich der Anteil Menschen, der im Alter alleine lebt, deutlich erhöht hat (ebd., 69). Während 1970 erst 16 Prozent der 80-jährigen und älteren Männer in einem Einpersonenhaushalt lebten, waren es 2009 schon 28 Prozent. Bei den Frauen stieg der Anteil im gleichen Zeitraum von 31 auf 54 Prozent (ebd.). Diese Entwicklung wird in den untersuchten Medienberichten nicht als weitere Begründung für die Care-Migration genannt.

Der mediale und teilweise auch der wissenschaftliche Diskurs besagen also, dass sich traditionell die Familie um ihre hilfsbedürftigen, älteren Verwandten gekümmert hat. Wissenschaftliche Nachforschungen widersprechen dem: Gemäss Höpflinger (2013, 69) begann die Kommunalisierung der Betagtenbetreuung bereits im 16. Jahrhundert. Trotzdem ist die Vorstellung der traditionellen Betagtenbetreuung im Diskurs vorherrschend und führt dazu, dass das Arrangement einer Care-Migrantin am Prestige einer Familie kratzt. Dies resultiert darin, dass entweder keine solche externe Hilfe geholt wird, oder trägt mit dazu bei, dass man eine Osteuropäerin meist nur heimlich einstellt. Es illustriert, dass das, was die Gesellschaft als gegeben annimmt, eine Konstruktion ist. Stattdessen könnte auch die Meinung vorherrschen, dass man in der Vergangenheit nur kurz oder gar nicht betreuungsbedürftig war, da man viel jünger starb. Die wenigen Hilfsbedürftigen wurden entweder in ein Bürgerheim geschickt oder von einem Knecht

oder einer Magd umsorgt. Heute gibt es durch die stark gestiegene Lebenserwartung viel mehr betreuungsbedürftige Seniorinnen und Senioren und deshalb entsteht eine Nachfrage nach bezahlbaren Hilfspersonen. Würde der Diskurs so verlaufen, wären Teile der Prekarität, wie beispielsweise die soziale Isolation, möglicherweise weniger verbreitet.

9.1.4. Arbeits- und Lebensbedingungen der Care-Migrantinnen

Die Beschreibung der Arbeits- und Lebensbedingungen ist ähnlich auf beiden Ebenen. In den Medien wirken sie aber häufig weniger prekär als in wissenschaftlichen Veröffentlichungen. So gibt es auch Berichte über angenehme Arbeitsbedingungen und zufriedene Pendelmigrantinnen (zum Beispiel: NZZ, 27.06.2011). Davon ist in der Wissenschaft fast nie die Rede. Umgekehrt werden schlechte Arbeitsbedingungen auf medialer Ebene schnell mit Begriffen wie „*Sklaverei*“ oder „*unattraktiver, schlecht bezahlter Knochenjob*“ (Tages Anzeiger, 14.08.2013) umschrieben. Hier bleibt der Wissenschaftsdiskurs sachlicher und erklärt stattdessen die verschiedenen Aspekte der Prekarität.

Der Lohn wird in den Medien und in der Wissenschaft als tief diskutiert. Im Mediendiskurs wird aber auch gesagt, dass der Lohn aus Sichtweise der Care-Migrantinnen höher und meist auch befriedigender ist als aus Schweizer Perspektive. Im wissenschaftlichen Diskurs ist dieses Argument wenig angesehen. So berufen sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler häufig auf Gesetze oder andere Richtlinien. Demnach muss der Lohn dem Schweizer Niveau entsprechen. Vermutlich ist es ein blinder Fleck des wissenschaftlichen Diskurses, dass es auch Care-Migrantinnen gibt, die – trotz der gesetzlich zu tiefen Entlohnung - glücklich sind mit ihrem Lohn. Den Stimmen von Care-Migrantinnen, die ihre Löhne als hoch bezeichnen, wird im Wissenschaftsdiskurs wenig Raum gegeben.

Es ist schwierig einzuschätzen, wie unverblümt eine osteuropäische Betreuerin antwortet, wenn sie nach ihrer Lohnzufriedenheit gefragt wird. Vielleicht ist ihre Antwort beeinflusst von dem, was ihr Arbeitgeber gerne hören möchte, falls er den anschliessenden Bericht darüber sieht, liest oder hört. Darüber kann an dieser Stelle nur spekuliert werden. In einigen Medienberichten wird auf diese Problematik hingewiesen. In anderen Fällen könnten eventuelle Abhängigkeitsverhältnisse, die es für eine Care-Migrantin in einem ungesicherten Angestelltenverhältnis schwierig machen, Unzufriedenheit mit ihrer Bezahlung auszudrücken, solange sie ihre Arbeit behalten will, einen blinden Fleck des Mediendiskurses darstellen. Definitiv herrscht auf beiden Diskursebenen die Meinung vor, dass die Entlohnung tief ist. Diese Feststellung ist ein elementarer Teil des Diskurses und wird in so gut wie jeder wissenschaftlichen wie auch medialen Veröffentlichung erwähnt. Sie ist sicherlich ein wichtiger Grund, weshalb die 24h-Betreuung kaum von Schweizerinnen und Schweizern übernommen wird.

Während in den Medien vielfach gesagt wird, dass die Osteuropäerinnen schwarz in der Schweiz arbeiten, wird in der wissenschaftlichen Debatte selten von Schwarzarbeit gesprochen. Beide Diskursebenen verwenden regelmässig die Bezeichnung gesetzliche Grauzone zur Beschreibung der Rechtslage.

Der Diskurs über die Arbeitszeiten und die Folgen des Live-in-Settings sind auf medialer und wissenschaftlicher Ebene beinahe identisch, da sie in beiden Fällen meist von der Wissenschaftlerin Sarah Schilliger umschrieben werden. Grundsätzlich enthält der Diskursstrang betreffend

dieses Themenbereiches fast nur negative Aspekte. Einzig einige Medienberichte erzählen von schönen Seiten des Live-in-Settings. Auf akademischer Diskursebene fehlen positive Eigenschaften gänzlich. Ganz vorsichtig könnte man aus diesen Unterschieden der beiden Ebenen schliessen, dass die Wissenschaft die Care-Migration tendenziell als schlechtere Lösung beurteilt als die Medien.

Diskursive Strategien auf beiden Ebenen konstruieren die Care-Migration als unfair, indem sie den Agenturen Geldgier und Zwielfichtigkeit nachsagen, die Arbeits- und Lebensbedingungen der Betreuerinnen als prekär charakterisieren und wiederholt betonen, dass viele Angehörige im Herkunftsland leiden. Als Folge werden die Ausländerinnen und ihre Familien als die Leidtragenden diskutiert und eine Anstellung einer Care-Migrantin allgemein in ein schlechteres Licht gerückt. Auf beiden Diskursebenen werden die Betreuerinnen vorwiegend als Gute und als Opfer dargestellt. Sehr häufig werden sie im Diskurs durch die Polin Bozena Domanska vertreten. Mit Ausnahme eines Berichtes der Weltwoche (19.08.2013) wird sie meist als sympathische und charismatische Persönlichkeit charakterisiert. Ein Gefühl der Dankbarkeit den Betreuerinnen gegenüber sucht man im Diskurs jedoch meist vergebens. Sehr selten wird es in den Medien angesprochen: *„Wird hierzulande über die 24-Stunden-Betreuung diskutiert, tauchen Schlagwörter wie Pflegenotstand, Schwarzarbeit und Hungerlohn auf. Ist von Ausbeutung und skrupellosen Agenturen die Rede. Selten wird darüber gesprochen, dass diese Frauen eine wichtige Arbeit für unsere Gesellschaft leisten“* (SRF DOK, 20.06.2013). Statt den Care-Migrantinnen gegenüber eine Anerkennung zu äussern, werden im Diskurs Schuldige gesucht. Hauptverdächtige sind auf beiden Diskursebenen die dubiosen Vermittlungsagenturen und der neoliberale Staat. Ein blinder Fleck im Diskurs ist das Argument, dass die betreuungsbedürftige Person oder deren Angehörigen einen grossen Einfluss haben auf die Gestaltung der Arbeitsbedingungen ihrer Care-Migrantin. Letztlich entscheiden sie, ob die osteuropäische Betreuerin geregelte Ruhezeiten hat und wie sozial isoliert sie leben muss. Individuelle Verantwortung wird im Diskurs nicht erwähnt, sondern an die Agenturen und den Staat delegiert.

Die Rolle des Staates wird in den Medien unterschiedlich diskutiert. Meistens wird gesagt, dass der Schweizer Staat den Betreuerinnen nicht helfen *kann*, da Kontrollen im Privathaushalt schwierig sind, viele Care-Migrantinnen nicht gemeldet sind und zahlreiche Agenturen im Ausland agieren und so nicht bestraft werden können. Denkbare Folgen dieser Diskursposition sind erstens die Ansicht, dass der Staat wenig Schuld trägt und vor allem Agenturen verantwortlich sind für die teilweise prekären Arbeits- und Lebensbedingungen der Care-Migrantinnen. Und zweitens wird die ganze Branche in ein undurchsichtiges Licht getaucht. Die abweichende Diskursposition besagt, dass der Staat den Osteuropäerinnen nicht helfen *will*, da er sparen möchte und die Care-Migration eine günstige Lösung ist. Mögliche Konsequenzen dieser Diskussion sind Unzufriedenheit mit dem neoliberalen Staat und eventuell eine grössere Akzeptanz der Care-Migration.

9.1.5. Motive der Betreuerinnen

Begründungen, weshalb Osteuropäerinnen in die Schweiz pendeln um Betagte zu betreuen, sind laut beiden Ebenen des Diskurses vorwiegend ökonomischer Art. Als verbreitetstes Motiv wird die Verbesserung der Lebensbedingungen im Herkunftsland genannt. So ermöglichen einige Care-Migrantinnen ihren Kindern den Besuch einer weiterführenden Schule, helfen mit bei der Finanzierung teurer Projekte wie das eines Hauskaufs oder sie sparen für den Ruhestand

(Truong 2011, 34). Vereinzelt, aber doch regelmässig, wird als Grund für die Care-Migration eine Deckung existentieller Bedürfnisse genannt. Möglicherweise ist dieses Argumentationsmuster seltener, weil es dem Diskurs des männlichen „Ernährerlohns“ widerspricht. Der wissenschaftliche Diskurs ist hier sehr ähnlich wie der mediale. Auf beiden Ebenen werden verschiedene Gründe für die Migration genannt. In den Medienberichten erfährt man meist nur durch Fallbeispiele von Care-Migrantinnen von anderen Motiven als den wirtschaftlichen. Auf akademischer Ebene ist es verbreiteter, gleich eine Palette unterschiedlicher Antriebskräfte zu erwähnen. In der Wissenschaft wird hierzu also weniger generalisiert als in den Medien.

Auf medialer Diskursebene findet man selten auch Frauen, die stolz auf ihren Mut sind, im Ausland zu arbeiten. In wissenschaftlichen Texten trifft man solche Aussagen kaum an, sondern eher Diskussionen über die grosse psychische Belastung der Ausländerinnen durch das Live-in-Setting, die fehlenden Qualifikationen et cetera. In den Medien wird auch häufiger betont, dass die Osteuropäerinnen vielfach migrieren um ihren Kindern oder anderen Familienmitgliedern ein besseres Leben zu ermöglichen. Meistens wird die Finanzierung einer höheren Schule für ihre Kinder genannt. Je nach Interpretation kann man daraus schliessen, dass die Frauen entweder trotz der Erwerbstätigkeit in der mütterlichen Rolle bleiben: sie arbeiten nicht um Karriere zu machen, sondern für ihre Familie. Oder man betrachtet ihre Berufstätigkeit als Übernahme eines eher männlichen Stereotyps des Ernährers. In den Medien wird dies nie diskutiert, auf Ebene der Wissenschaft wird es ab und an besprochen und meist auf die erste Interpretation geschlossen (zum Beispiel: Schilliger 2013, 156).

9.1.6. Geschlecht und Ethnie

Der Diskurs um die Care-Migration wird sehr stark von Frauen dominiert. Meistens wird für die Betreuenden aus Osteuropa ohne Begründung nur die weibliche Form verwendet. In Medienberichten herrscht häufig Stille darüber, warum das der Fall ist, während diese Tatsache in wissenschaftlichen Publikationen ausführlicher diskutiert, hinterfragt und kritisiert wird. Laut dem Mediendiskurs sind es auch auf Schweizer Seite hauptsächlich Frauen, die sich um betreuungsbedürftige Angehörige kümmern. Auf wissenschaftlicher Seite gibt es eine Vielzahl von Veröffentlichungen, die sich mit dieser Assoziation von Care-Arbeit mit Weiblichkeit befassen (zum Beispiel: Wach 2009). Der Wissenschaftler François Höpflinger (2013, 73) wendet ein, dass Schweizer Männer ebenso bereit sind ihre Partnerin zu betreuen wie umgekehrt. Männer würden jedoch seltener in eine Betreuungssituation geraten, weil sie eine tiefere Lebenserwartung aufweisen und dabei fast immer eine jüngere Partnerin haben (ebd.). Dies und die Tatsache, dass sich immer mehr Söhne um ihre hilfsbedürftigen Eltern kümmern (Höpflinger et al. 2011, 11), sind blinde Flecken des medialen Diskurses. Laut Medienaussagen sind meist Frauen für die Organisation des Betreuungsarrangements verantwortlich. In der Wissenschaft wird auch dem teilweise widersprochen. Gemäss Aussagen von Zürcher Agenturen sind es in gleichem Masse Söhne wie Töchter, die sich um das Engagement einer Care-Migrantin kümmern (Schilling 2012, 51).

Die Schweizer Betreuungsbedürftigen sind in der grossen Mehrheit weiblich (Metz-Göckel 2010b, 48). In den Medien wird dies nie erwähnt, in der Wissenschaft äusserst selten. Vielleicht ist dies aber ein weiterer Grund, weshalb für die 24h-Betreuung hauptsächlich Frauen rekrutiert werden. Viele Care-Tätigkeiten wie Toilettengänge, Duschen oder Eincremen sind sehr intim. Die hilfsbedürftigen Frauen nehmen es wahrscheinlich als angenehmer wahr, wenn diese Diens-

te von Gleichgeschlechtlichen durchgeführt werden. Wie der Anteil Männer in der Betreuung aussähe, wenn die Hilfsbedürftigen überwiegend männlich wären, kann nicht beantwortet werden.

Im Diskurs wird aber nie gefordert, dass für die männlichen Senioren gleichgeschlechtliche Betreuer rekrutiert werden sollen: Die Norm, Betreuung als weiblich konnotierte Fähigkeit Frauen zuzuweisen, ist stärker als die Idee der gleichgeschlechtlichen Betreuung. Vermutlich werden Frauen von beiden Geschlechtern als Betreuerinnen favorisiert, weil sich viele Schweizerinnen und Schweizer gewohnt sind, von weiblichen Personen umsorgt zu werden - sei das als Kind von der Mutter, der Nanny, der Kindergärtnerin oder im Spital von der Pflegefachfrau, der Physiotherapeutin et cetera.

Es bleibt ungeklärt, ob Männer auf dem Arbeitsmarkt der Betagtenbetreuung diskriminiert werden oder ob sie eigentlich gefragt wären, aber weniger Interesse an dieser Arbeit bekunden.

Aus der Tatsache, dass die Betreuungsbedürftigen meist Frauen sind, können weitere Interpretationen angestellt werden: Wenn bei einem Ehepaar der Mann Hilfe benötigt, kümmert sich die Frau um ihn. Folglich entsteht kein Bedarf nach einer Care-Migrantin. Wenn bei einem Ehepaar jedoch die Frau betreuungsbedürftig wird und dadurch gleichzeitig auch die erfahrungsgemäss in ihrer Verantwortung liegende Hausarbeit wie Kochen, Waschen und Putzen nicht mehr erledigen kann, wird schneller eine Hilfskraft benötigt.

Meist wird die Vergeschlechtlichung der Betreuungsarbeit im Diskurs als negativ dargestellt. Nicht thematisiert werden Vorteile für die Frauen. So werden sie auf diesem Arbeitsmarkt den Männern gegenüber wohl bevorzugt. Die Emanzipation von Osteuropäerinnen wird womöglich gefördert, wenn sie plötzlich ein Vielfaches von ihren Ehemännern verdienen. Weder im Medien- noch im Wissenschaftsdiskurs wird von solch einer Chance gesprochen.

Ein weiterer blinder Fleck auf beiden Diskursebenen sind die osteuropäischen Männer. Im Schweizer Wissenschaftsdiskurs wird gar nie und im Mediendiskurs nur kurz im SRF-Dokumentarfilm auf sie eingegangen. Wie geht es den männlichen Angehörigen der Care-Migrantinnen? Ist es für sie einfacher in der Heimat Arbeit zu finden? Ist ihre Arbeitslosenrate hoch? Haben sie ebenfalls die Chance auf eine Anstellung als Betagtenbetreuer im Ausland? Gibt es für sie als Alternative allenfalls andere Anstellungsmöglichkeiten im Ausland?

Es ist anzunehmen, dass viele der Frauen in der Heimat einen Ehemann oder Lebenspartner haben. Denn laut dem Diskurs sind die meisten Betreuerinnen ungefähr zwischen 40 und 60 Jahre alt und haben zu Hause jugendliche oder schon erwachsene Kinder. Wie gehen die Lebenspartner damit um, dass ihre Frau häufig im Ausland ist? Hängen sie vom Lohn ihrer Frau ab? Fühlen sie sich als Versager, wenn ihre Frau diese Arbeit im Ausland übernehmen muss um für die Familie Geld zu verdienen? Kümmern sie sich nun mehr um die Betreuungsarbeit zu Hause, wenn ihre Frauen im Ausland arbeiten? Ändern sich durch die Care-Migration bisherige Geschlechtermuster? Wieso spricht man eigentlich nur von *Care Drain*, wenn Frauen ausreisen? Ist ein Kind, das jeden zweiten Monat nur von seinem Vater betreut wird, benachteiligt? Würde man auch von unterbetreuten Kindern sprechen, wenn (anstelle der Mutter) der Vater jeden zweiten Monat im Ausland wäre und die Kinder in dieser Zeit nur von der Mutter betreut würden? Können oder wollen sie dem *Care Drain* im Heimatland nicht entgegenwirken? Wird diskursiv angenommen, dass Männer die schlechteren Betreuer sind als Frauen?

Die Kinder und Eltern der Pendelmigrantinnen werden im Diskurs manchmal erwähnt. Meist im Zusammenhang mit *Care Drain*: Sie erhalten weniger Betreuung durch die Abwesenheit der Care-Migrantinnen. Differenziert wird aber kaum über sie diskutiert.

Aus dem Diskurs kann man interpretieren, dass mehr interessiert, was hier in der Schweiz – im Containerraum Nationalstaat – geschieht. Was genau die Folgen im Herkunftsland der Migrantinnen sind, wird nur am Rande angesprochen. Vermutlich wird in Medienberichten ausführlicher über die Situation in den Herkunftsländern diskutiert, wenn auch im Schweizer Kontext vermehrt Forschungsresultate darüber publiziert werden.

Auf beiden Diskursebenen sind Stereotypen zu finden. So sagt die Wissenschaftlerin Sarah Schilliger im Mediendiskurs beispielsweise (St. Galler Tagblatt, 28.02.2011a): *„Denn dort stellt sich dann die Frage, wer die pflegebedürftigen Familienmitglieder betreut, die die Migrantinnen zurücklassen.“* Oder sie schreibt in einem Artikel: *„Meistens sind es ältere Frauen ab 45 Jahren, deren Kinder inzwischen Jugendliche oder junge Erwachsene sind“* (Schilliger 2013, 150). Beide Diskursebenen gehen davon aus, dass durch den Wegzug von Frauen Betreuungslücken entstehen und dass die Frauen Kinder haben. Vermutlich werden Mütter als Betreuerinnen favorisiert. Die Erklärung dafür ist ein blinder Fleck. Vielleicht werden Kinderlose im Betreuungsmarkt diskriminiert, da man ihnen weniger Sozialkompetenz und Betreuungserfahrung zuschreibt als Müttern. Oder es werden bevorzugt Mütter angestellt, weil diese mutmasslich nicht komplett in die Schweiz ziehen wollen, da sie eine starke Bindung ins Heimatland – zu ihren Kindern und vielleicht auch Enkeln – haben. Dadurch kann ihnen ein tieferer Lohn bezahlt werden als wenn sie ihren Lebensunterhalt in der Schweiz bestreiten müssten. Allgemein werden die Care-Migrantinnen auf beiden Diskursebenen als familienorientiert und eher konservativ charakterisiert. Vermutlich werden die Stereotypen durch die Auswahl der Migrantinnen reifiziert.

Schilliger (2013, 156) beschreibt die Branche als „prekärer, vergeschlechtlichter und ethnisiertem Arbeitsmarkt“. In wissenschaftlichen Artikeln wird also auch hier vermehrt in Fachsprache diskutiert. Die Prekarität wird in den Medien ebenfalls angesprochen, konkrete Diskussionen um die Aspekte Gender und Ethnie sind auf medialer Ebene aber selten. Im Wissenschaftsdiskurs wird den Agenturen teilweise nachgesagt, dass sie die Wahl von beispielweise Polinnen regelmässig mit Stereotypen begründen (Schilling 2012, 39). Schilliger (2013, 155) beobachtet, dass Polinnen als besonders fürsorglich und dankbar angepriesen werden. Ferner vermitteln hellhäutige Christinnen wohl einen geringen Grad an Fremdheit (ebd.). Sie (Schilliger in SRF Club, 13.08.2013) deckt diese ethnische Stereotypisierung als „Werbestrategie“ der Agenturen auf. Im Mediendiskurs wird diese Sichtweise besonders im SRF Club (13.08.2013) diskutiert, ausserdem werden die Frauen bisweilen „Engel“ genannt. Teilweise bezeichnen die Medien die Herkunft der Frauen als "Ostblock" (zum Beispiel: SRF Konsum, 17.06.2013). Ostblock ist ein Synonym für Sowjetunion und somit eine veraltete geographische Bezeichnung. Es ist gut möglich, dass mit ihm Wertungen ausgelöst werden. Ausserdem braucht es keine Erläuterungen, weshalb die Care-Migrantinnen den Arbeitsmarkt in ihren Herkunftsländern allgemein als eher unbefriedigend einstufen. Im vorherrschenden Diskurs ist es selbstverständlich, dass osteuropäische Länder vorwiegend schlechtere Berufsperspektiven bieten als die Schweiz. Die Care-Migrantinnen werden im Mediendiskurs aber fast nie als Konkurrenz für Schweizer Arbeitskräfte diskutiert. Mögliche Gründe dafür könnten die allgemein als unattraktiv betrachtete Betagtenbetreuung sein, der Mangel an Betreuungspersonal, oder die Tatsache, dass die Frauen nur temporär hier sind.

Auch die Geschlechterfrage bleibt auf medialer Diskursebene hintergründig und wird meist nur durch Aussagen der Wissenschaftlerin Sarah Schilliger eingebracht. Beide Diskursebenen nennen die gestiegene Erwerbstätigkeit der Schweizer Frauen – oder „Umbrüche im Geschlechterregime“ (Schilliger 2013, 157) – als einen Grund für die Nachfrage nach Care-Migrantinnen. Dieser kann aber nicht als Schuldzuweisung an berufstätige Schweizerinnen interpretiert werden, da er nie negativ diskutiert wird. Im Mediendiskurs wird sie ohne ausführlichere Erläuterungen als eine der verschiedenen Ursachen für die Care-Migration aufgezählt. Im Wissenschaftsdiskurs wird häufiger ausdrücklich diskutiert, dass es unfair wäre, den Schweizerinnen die „Schuld“ zuzuweisen. Verantwortlich sei nämlich das herrschende Genderregime: Umverteilungsdebatten seien gescheitert und der Staat ignoriere die Aufforderung, die Care-Arbeit aufzuwerten und entsprechende Unterstützungen bereitzustellen (Lutz 2007, 226-227). Solche grundlegenden Diskussionen über das Thema Geschlecht kommen im Mediendiskurs kaum vor.

Dass die Schweiz zur Sicherstellung der Betreuung auf vergleichsweise günstige und mehrheitlich weibliche Arbeitskräfte aus dem Ausland zurückgreift, wirft in der Wissenschaft nicht nur Fragen zur Verteilung der Sorgearbeit zwischen Frauen und Männern auf, sondern auch über die globale Ungleichheit und die soziale Verantwortung der Schweiz (Van Holten et al 2013, 7). In Medienberichten findet man nur wenige Aussagen wie: *„Zuwanderungspolitik ist Arbeitsplatzpolitik, man schafft sich mit den Illegalen einen Niedriglohnsektor (...)“* (Der Bund, 05.06.2013). Der Wissenschaftsdiskurs kritisiert das Schweizer Migrationsregime häufiger. So haben die Betreuerinnen, auch die legal beschäftigten, eingeschränkte Staatsbürgerrechte und der Arbeitsort Haushalt wird nicht nachhaltig kontrolliert (Lutz 2007, 229). Die Anzahl der illegal Beschäftigten wachse in den meisten Industrieländern und damit auch die Prekarität der Lebens- und Arbeitsbedingungen. Durch aktuelle politische Entwicklungen sei davon auszugehen, dass die illegalisierte Lösung auch in den nächsten Jahren dominieren werde (ebd.).

Spannend zu entdecken ist, dass der Mediendiskurs den wissenschaftlichen Forscherinnen und Forschern niemals widerspricht. Akademische Resultate und Ansichten bestimmen einen beachtlichen Teil der Medienberichte und mehrfach sind Veröffentlichungen von Studien gar Auslöser für die Verfassung einer Reportage. Aus dieser Beobachtung kann man interpretieren, dass die Wissenschaft im Schweizer Diskurs ein hohes Ansehen hat und ihre Erkenntnisse in der Regel als glaubwürdig eingestuft werden. Die Forschung ist kritischer. Beispielsweise hinterfragt Schilliger die geschätzte Anzahl von 30'000 osteuropäischer Care-Migrantinnen in der Schweiz. Sie beziehe sich auf eine Schätzung des Ökonomen Friedrich Georg Schneider, einem kontrovers diskutierten Experten für Schattenwirtschaft (Schilliger 2011, 6). Zwar wird sowohl in der Wissenschaft als auch in den Medien wiederholt angefügt, dass die Schätzung wohl zu hoch ist, aber trotzdem ist diese Zahl wegweisend für die Einschätzung des Ausmasses des Phänomens.

Die von Jäger und Jäger (2007, 28) prognostizierte und hier beobachtete starke Verschränkung der Diskursebenen macht es natürlich schwierig, die beiden Diskurse zu vergleichen. Sehr häufig ähneln sie sich durch die erwähnte gegenseitige Übernahme und Beeinflussung von Aussagen.

9.1.7. Blinde Flecken

In den Kapiteln 4 bis 8 sind bereits Aspekte genannt worden, die im Diskurs nicht oder kaum angesprochen werden. Auch in der obigen Diskussion tauchten diverse weitere unerwähnte Punkte um das Thema Care-Migration auf.

Nicht angesprochen oder zum Schweigen gebracht werden osteuropäische Betreuerinnen, die gerne dauerhaft in der Schweiz bleiben würden. Das Saisonierstatut wurde unter anderem mit der Begründung abgeschafft, dass es humanitär und integrationspolitisch nicht verantwortbar sei, dass in Europa Familien auseinander gerissen würden. Die Personenfreizügigkeit hat aber ein neues, ziemlich ähnliches Modell geschaffen. Über Möglichkeiten eines Zuzugs der Familie wird auf beiden Diskursebenen kaum gesprochen. Vermutlich wird diese Alternative mehrheitlich nicht oder nur ungerne in Betracht gezogen. Sicherlich würde das momentan verbreitete Modell der 24h-Verfügbarkeit gesetzlich noch weniger funktionieren, wenn die Familie der Betreuerin auch in der Schweiz lebte. Hier sieht man, dass dieser Diskurs aus der Perspektive der Schweizer und Schweizerinnen verläuft und diese dadurch im Diskurs eine Hegemonie über die Interessen osteuropäischer Staatsangehörigen haben. Unklar bleibt auch, was geschieht, wenn einer Care-Migrantin zu Hause ein Notfall wie beispielsweise der Todesfall eines Angehörigen widerfährt. Darf sie in solch einem Fall nach Hause reisen? Oder ist sie verpflichtet in der Schweiz zu bleiben? Auch ist unklar, wie vorgegangen wird, wenn eine osteuropäische Pendelmigrantin erkrankt oder verunfallt. Wie ist sie rechtlich abgesichert?

Meistens wird das Schweizer Migrations- und Wohlfahrtsstaatsregime kritisiert und bemängelt. Die Sichtweise des Staates wird selten eingenommen. Vielleicht würde ein Perspektivenwechsel ergeben, dass dem Staat zu wenig finanzielle Mittel zur Verfügung gestellt werden für eine Deckung des grossen Care-Bedarfs. Im Schweizer Diskurs ist es vermutlich unüblich, Verständnis für den Staat und seine finanzielle Situation zu zeigen. Es gibt jedoch auch Diskursfragmente, in der eine staatliche Perspektive eingenommen wird. Beispielsweise, wenn im Diskurs von den steigenden Kosten im Gesundheitsbereich oder von der schwierigen Kontrollierbarkeit des Privathaushalts berichtet wird.

Weder im Medien- noch im Wirtschaftsdiskurs wird besprochen, wie die Regierungen in den Herkunftsländern der Betreuerinnen das Phänomen der Care-Migration einstufen. Und was halten die Angehörigen und die Nachbarn der Care-Migrantinnen von deren Hausarbeit im Ausland? Dasselbe betrifft die Schweizer Gesellschaft: wie geht sie mit Personen um, die Pendelmigrantinnen einstellen? Und wie mit den Care-Migrantinnen selber? Was sind positive oder negative Kritiken von durch Osteuropäerinnen betreuten Betagten? Umfragen dazu fehlen noch. Ausserdem fanden Gewerkschaften als Akteursgruppe bislang eher wenig Beachtung in den Medien.

Positive Seiten der Care-Migration sind auf beiden Diskursebenen selten. Das Schöne an der Betreuungsarbeit wird kaum erwähnt, und es wird häufig auch vergessen, dass die Erwerbsarbeit für viele Migrantinnen und ihre Familien die wichtigste Einkommensquelle darstellt. Vereinzelt wird im Mediendiskurs erwähnt, dass die Care-Migration bejahrteren Osteuropäerinnen die begehrte und sehr rare Gelegenheit bietet, einer bezahlten Arbeit nachzugehen und dadurch mehr Freiraum zu erhalten. Es könnte sein, dass Mütter und Ehefrauen aus Osteuropa auch deshalb die Möglichkeit haben in der Schweiz zu arbeiten, weil sie heute mehr Rechte haben. Das vergleichsweise hohe Einkommen der Care-Migrantinnen könnte ihre Emanzipation weiter fördern.

Es ist interessant zu beobachten, dass sowohl die Wissenschaft als auch die Medien klar unterscheiden zwischen den Hausbetreuerinnen aus Osteuropa und den übrigen aus den Philippinen und Ländern Lateinamerikas. Der Diskurs um die betreuenden Sans Papiers in der Schweiz ver-schränkt sich selten mit dem über die osteuropäischen Care-Migrantinnen. Vielleicht führt der dominierende Diskurs der osteuropäischen Migration dazu, dass Betreuerinnen aus anderen Staaten weniger sichtbar gemacht werden.

9.2. Der Mediendiskurs als öffentlicher Diskurs

Laut Gerhards et al. (1998, 39) sind öffentliche Diskurse stärker an allgemeinverständliche und emotionale Deutungs- und Begründungsweisen gebunden als es in Wissenschafts- beziehungs-weise Expertenkontexten der Fall ist. In dieser Studie wird der öffentliche Diskurs anhand des Mediendiskurses analysiert. Es kann nicht festgestellt werden, wie stark er von der Meinung der Journalistinnen und Journalisten beeinflusst wird (ebd.). Sie beurteilen das Geschehen, beziehen eigene Positionen und formulieren Argumente (ebd.). Ausserdem entscheiden sie, was sie als berichtenswert einstufen. Der Input an die Medien muss sich Gerhards et al. (1998, 39) zufolge den Regeln massenmedialer Rationalität anpassen, um bei einem möglichst grossen Publikum resonanzfähig zu sein.

Grundsätzlich sind diese Annahmen von Gerhards et al. (1998) auch am Beispiel des Diskurses um die Care-Migration zu bestätigen. Der öffentliche Diskurs verwendet eine allgemeinverständlichere Sprache als die Wissenschaft. Teilweise ist die Begriffswahl zudem emotionaler als in wissenschaftlichen Kontexten, doch verwendet die Wissenschaft durchaus auch gefühlsbetonte Begründungsweisen. Die Medien nehmen nahezu alle Aspekte des Wissenschaftsdiskurses auf. Einige theoretische Überlegungen, beispielsweise über Ethnie und Gender, werden vom Mediendiskurs nur am Rande angeschnitten. Vielleicht sprechen solche Diskussionen ein kleineres Publikum an und sind damit weniger gut verkäuflich, oder das Interesse der Journalistinnen und Journalisten daran ist geringer als das der Forschenden. Allgemein zielen die Medien wohl stärker auf Aktualität und Emotionen, während die Forschung einem geleiteten Vorgehen folgen möchte. Laut den Ansichten von Foucault ist aber keiner der Diskurse wahrer oder unzutreffender. Sie haben nur andere Vorgehen und Ziele.

9.3. Einschätzung der Situation in der Romandie

Bei der Datenerhebung fiel auf, dass es kaum französischsprachige Berichte über die Care-Migration gibt. Die wenigen gefundenen Artikel zur Thematik waren übersetzte Mitteilungen der SDA und wurden auch in der Deutschschweiz publiziert. Deshalb befragte ich Mitarbeitende der Spitex, Gewerkschaften und weiteren Fachstellen in der Westschweiz via Telefon und Email zur Care-Migration und dem örtlichen Mediendiskurs. Laut ihren Antworten stammen Care-Migrantinnen in der Westschweiz fast nie aus Osteuropa, leben meistens bereits in der Schweiz, werden seltener von Agenturen vermittelt und führen in den wenigsten Fällen eine Pendelmigration.

Mögliche Ursachen für die Unterschiede sind vielseitig. Es könnte sein, dass die Betreuung von Senioren weniger verbreitet ist, da die öffentliche Spitex in der Romandie eine grössere Rolle

einnimmt und mehr Nachfrage abdeckt als in der Deutschschweiz (Gmür und Rüfenacht 2010, 391). Somit wäre das Bedürfnis nach privat-organisierter Betreuung zu Hause in der Romandie kleiner. Ein weiterer Grund ist wohl die Sprache: Osteuropäerinnen lernen eher Deutsch in der Schule als Französisch. So arbeiten die Migrantinnen vermutlich lieber an einem Ort, wo sie die Sprache eher verstehen. Laut Aussagen einer Angestellten von der „Syndicat interprofessionnel de travailleuses et travailleurs“ (SIT) in Genf, stammen die ausländischen Hauswirtschaftsangeestellte in der Romandie hauptsächlich aus Lateinamerika und den Philippinen. Diese Frauen führen keine Pendelmigration, sie wohnen in der Schweiz. Sie organisieren die Einreise meist selber und werden nicht von Agenturen in die Schweiz geschickt oder geholt. Weiter gaben Westschweizer Fachkundige an, dass sich die Mehrheit solcher Betreuerinnen illegal in der Schweiz aufhält. Nur ein kleiner Teil erhalte eine Schweizer Aufenthaltsbewilligung. Deshalb würden auch viele weiter nach Italien oder Spanien wandern, wo eine Legalisierung ihres Status einfacher sei (siehe auch Niklaus 2013, 134-135).

Daneben gäbe es einige betreuende Französinen. Zunehmend suchen ausserdem Spanierinnen und Portugiesinnen Arbeit in der Westschweiz. Personen aus diesen drei Ländern haben wegen der Personenfreizügigkeit die Möglichkeit, legal in der Schweiz zu arbeiten. Sie reisen, im Gegensatz zu den Lateinamerikanerinnen, ab und zu für ein Wochenende nach Hause. Aber auch dies ist nicht mit Pendelmigration vergleichbar.

Die Betreuerinnen leben dementsprechend fast das ganze Jahr über bei ihren Patienten zu Hause und erhalten trotz ständiger Verfügbarkeit nur einen Lohn als würden sie 60 Prozent arbeiten. Live-in Verhältnisse sind also auch verbreitet. Die Gewerkschafterinnen beobachten, dass die Arbeitsbedingungen prekär sind, da die Migrantinnen durch fehlende Heimreisen kaum eine Privatsphäre pflegen können. Häufig sprechen die Hausbetreuerinnen nur wenig Französisch. Oftmals hätten sie am Sonntag tagsüber frei, müssen aber schon am Abend wieder arbeiten. Es gibt natürlich auch andere Arrangements. Beispielsweise kümmern sich einige Französinen, die nahe der Schweizer Grenze wohnen, auch nur stunden- oder tageweise um Schweizer Betreuungsbedürftige und können so in Frankreich wohnen bleiben.

Es gibt in der welschen Schweiz weniger Vermittlungsagenturen. Die Frauen werden häufiger über Beziehungen vermittelt. Eine wichtige Rolle spielt dabei die Kirche. Dort treffe man solche Migrantinnen und könne sie individuell für hauswirtschaftliche Dienste anfragen. Einige Agenturen aus der Deutschschweiz eröffnen jetzt auch in der Westschweiz Filialen. Beispielsweise die Firma „home instead“ hat seit 2013 eine Niederlassung in Lausanne.

Bezüglich der Darstellung in den Medien unterscheidet sich die Thematik in der Westschweiz ebenfalls. In den untersuchten, wichtigsten Zeitungen wurde nur über die Betagtenbetreuung durch Care-Migrantinnen berichtet, wenn die nationale Nachrichtenagentur der Schweiz (Schweizerische Depeschenagentur, kurz SDA) eine Medienmitteilung darüber veröffentlicht hatte. Sie befindet sich also nicht im Rampenlicht der Medien. Laut Aussagen einer Angestellten der SIT Genf, wird in der Westschweiz momentan viel stärker über die Betreuung von Kindern debattiert. Im Zentrum stehe der Mangel an Krippenplätzen und an Möglichkeiten zur Kinderbetreuung. Diese Problematik werde auch von Seiten der Wirtschaft und Politik kontrovers diskutiert und habe viel Aufmerksamkeit von den Medien. Ausserdem gibt es immer wieder Debatten über die Lebensbedingungen von Sans-Papiers. Diese arbeiten meistens auch in Privathaushalten.

Care-Migration gibt es in der Westschweiz also auch, sie unterscheidet sich aber von derjenigen in der Deutschschweiz. Mögliche Gründe dafür sind die ungleiche Sprache und kulturelle Abwei-

chungen, was auf eine Relevanz von sprach-kulturellen Kontexten für die Konstruktion von Diskursen hindeutet. Vermutlich spielen ausserdem rechtliche Verschiedenheiten eine Rolle. So ist die französischsprachige Schweiz sozialstaatlicher organisiert als die Deutschschweiz. Durch den hohen Grad der Autorität der Schweizer Kantone variieren die Gesetze innerhalb des Landes. Beispielsweise haben Sans-Papiers in vielen französischsprachigen Kantonen mehr Rechte als in der Deutschschweiz (Niklaus 2013, 93-95).

9.4. Formale Eigenheiten des Diskurses

Obwohl die historische Entwicklung des Diskurses nicht untersucht wurde, fielen während der Analyse einige *diskursive Ereignisse* auf. Sie wurden in vielen Medien erwähnt oder führten dazu, dass überhaupt Berichte zur Thematik verfasst wurden. Dazu gehören in chronologischer Reihenfolge die volle Ausweitung der Personenfreizügigkeit auf die EU-8 im Jahr 2011, das Caritas-Projekt seit Herbst 2012, der Dokumentarfilm der SRG SSR im Juni 2013, die Veröffentlichung des Berichts 57 des nationalen Gesundheitsobservatoriums (Obsan) über die Care-Migration Ende Juli 2013 und die Entlassung der Betreuerin Bozena Domanska im August 2013. Ihre Hintergründe sind vielseitig: sie stammen vom Staat, von NGOs, von der Wissenschaft oder von den Medien selber. Veröffentlichungen der SDA, die viel Aufmerksamkeit auslösten, gab es um den 17.12.2012 (Vorstellung des Caritas-Projekts), 11.04.2013 (über ein Positionspapier der Caritas), 23.07.2013 (Obsan-Bericht) und 06.08.2013 (Schilliger im Gespräch mit der SDA). Sehr häufig haben die Medien im Anschluss vertieft über die Care-Migration informiert. Weitere Auslöser für Berichterstattungen sind beispielsweise politische Entscheide auf kantonaler Ebene, neue Filialen von Vermittlungsagenturen, Veröffentlichungen von Studien oder die Einführung des GAV. Nur selten wurden Artikel oder Sendungen ohne Zusammenhang mit einem erkennbaren Ereignis verfasst.

Die wohl am häufigsten beschriebenen positiv bewerteten *Diskurspositionen* stammen von der Wissenschaftlerin Sarah Schilliger, von der Betreuerin Bozena Domanska, vom Ressortleiter Vermittlung und Verleih des SECO Ueli Greub, vom Hilfswerk Caritas, von Gewerkschaften, von Care-Migrantinnen und seltener von Schweizer Betagten und deren Angehörigen. Negativ beurteilte Diskurspositionen verkörpern meist Vermittlungsbüros und deren Vertretenden (mit Ausnahme der Agentur namens Hauspflegeservice) oder Sparmassnahmen des Staates. Mehrfach erwähnte *Diskursgemeinschaften* sind das SECO, der Kanton St. Gallen, die öffentliche Spitex, die Gewerkschaften UNIA und VPOD, die Caritas und Agenturen wie Hauspflegeservice oder home instead.

Diskursverschränkungen gibt es sehr viele. Beispielsweise ist der Diskurs verknüpft mit den Diskursen über die Schweizer Demographie, das Gesundheitswesen, die verändernden Geschlechterrollen, Individualisierungstendenzen, die Schweizer EU-Politik, Globalisierung und zahlreichen anderen. Auch findet man eine grosse Zahl von *Diskursstrangverschränkungen*. Einige von ihnen wurden bereits in den vorangehenden Kapiteln erwähnt.

Die Medien stammen aus politisch und regional unterschiedlichen Kontexten. Trotzdem ist der Diskurs ziemlich einheitlich. Aufgefallen sind die Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG SSR), das St. Galler Tagblatt und die Weltwoche. Die SRG SSR ist ausgeprägt stereotypisierend. Sie spricht unverblümt von Geschlecht und Nationalität und macht ihre Position klar, wo-

nach die Care-Migration für die Osteuropäerinnen viele negative Folgen hat. Die Pendelmigrantinnen sind klar die hilflosen und armen Opfer – kurz: das Gute - während die Vermittler dubios und geldgierig sind – also böse. Auch das St. Galler Tagblatt unterscheidet sich vom Grundtenor des Mediendiskurses. Es spricht öfter als andere Medien von Gewalt und Missbrauch und den verschiedensten Folgen für Betagte und Care-Migrantinnen. Sehr oft werden auch politische Konsequenzen erwähnt.

Die Weltwoche vertritt eine liberalere Diskursposition als die anderen untersuchten Medien. Sie betont insbesondere, die Gewinnorientierung der Agenturen sei in einer Marktwirtschaft kein Vergehen. Als die Betreuerin Bozena Domanska nach diversen Fernsehauftritten und grosser Gewerkschaftsaktivität ihre Anstellung als Betreuerin verlor, vertrat die Zeitschrift als einzige der untersuchten Medien die Ansicht, dass diese Kündigung legitim war (Weltwoche, 29.08.2013).

10. Schlussbetrachtungen

10.1. Reflexion zum methodischen Vorgehen

In einer nächsten Medienanalyse könnte man sich auf Berichte der nationalen Nachrichtenagentur der Schweiz (SDA) fokussieren. Denn diese werden häufig von diversen grossen Zeitungen übernommen und in nur leicht abgeänderter Form publiziert. Dadurch haben sie einen grossen Einfluss. Die Recherche wäre in relativ kurzer Zeit zu bewältigen und könnte äusserst spannende Erkenntnisse dazu liefern, wie genau diese Machtposition der SDA funktioniert und inwiefern sie eine Schlüsselakteurin in der Diskursproduktion ist. Der Zugriff auf die Artikel wäre allerdings kostenpflichtig.

10.2. Fazit der Analyse

Allgemein ist eine starke Verschränkung des Diskurses über die Care-Migration in der Schweiz auf medialer und wissenschaftlicher Ebene zu beobachten. Die Wissenschaft beeinflusst die Medien, was sie wann publizieren. Beispielsweise führte die Veröffentlichung des Berichts 57 des nationalen Gesundheitsobservatoriums (Obsan) über die Care-Migration dazu, dass die nationale Nachrichtenagentur der Schweiz (SDA) einen Artikel über dessen Resultate publizierte. Dieser wurde am 23. Juli 2013 gleich in mehreren renommierten Schweizer Zeitungen abgedruckt. Oder eine Studie der Stadt Zürich bewirkte im Sommer 2011 einen Artikel auf der Frontseite des Tages Anzeigers. Die hohe Medienpräsenz der führenden Wissenschaftlerin Sarah Schilliger ist gewiss eine weitere Ursache für die Angleichung der beiden Diskursebenen.

Unterschiedlich ist die Wortwahl. Im wissenschaftlichen Diskurs wird häufig die Fachsprache verwendet, während im Mediendiskurs weniger Fremdwörter eingesetzt werden. Beispielsweise wird der Begriff *Care Drain* in den Medien kaum angewandt, aber mit anderen Worten umschrieben. Zum Teil wird im Mediendiskurs dramatisierend diskutiert: Ausdrücke wie Sklaverei, Pflegenotstandsroulette, Goldgräberstimmung oder Billigvermittler sind einige Beispiele. Möglicherweise ist dies eine Strategie um ein breites Publikum anzusprechen und so als Medienunternehmen wirtschaftlich existieren zu können. Vermutlich ist dies auch eine Ursache, weshalb einige Themenbereiche wie Genderdiskussionen in den Medien nur beschränkt vorhanden sind – solche Fragestellungen sind vielleicht weniger gut verkäuflich.

Der Mediendiskurs in der Westschweiz unterscheidet sich stark von demjenigen in der Deutschschweiz. Es wurden kaum Berichte über die Care-Migration gefunden. Deshalb wurden Mitarbeitende der Spitex, Gewerkschaften und weiteren Fachstellen in der Westschweiz via Telefon und Email zur Care-Migration und dem örtlichen Mediendiskurs befragt. Laut ihren Antworten arbeiten in der Westschweiz weniger osteuropäische 24-Stunden-Betagenbetreuerinnen und in den lokalen Medien ist dazu momentan kein Diskurs zu finden. Eine Fachperson aus Genf berichtete, dass aktuell in den Medien vor allem die Kinderbetreuung diskutiert werde.

Bezüglich der politischen Position der Zeitungen wurden nur wenige Differenzen erkannt. Einzig bei den beiden Wochenzeitungen Weltwoche und WOZ ist auch im Diskurs um die Care-Migration gut zu identifizieren, welche politischen Werte sie grundsätzlich vertreten. So schätzt

die Weltwoche die Kündigung der Care-Migrantin und Gewerkschafterin Bozena Domanska als rechtmässig ein. Oder die WOZ fokussiert sich auf das Aufdecken von Ungerechtigkeiten und thematisiert häufiger als andere Zeitungen Fragen um Themen wie Geschlechterverhältnisse oder ethnische Stereotypen. Grund dafür ist ausserdem wohl die Tatsache, dass ein Artikel der WOZ von der Wissenschaftlerin Sarah Schilliger mitverfasst wurde.

Die Folgen des Diskurses sind vielseitig. Die Agenturen werden durch die ziemlich einseitige Darstellung als dubios meist generalisierend als negativ diskutiert, was ihr Ansehen in der Gesellschaft trübt und möglicherweise auch potenzielle Kundschaft abschreckt. Auf Schweizerinnen oder Schweizer, die eine ausländische Betreuerin einstellen, fällt dem Diskurs zufolge keine Schuld für prekäre Arbeitsbedingungen, obwohl sie deren Gestaltung wesentlich beeinflussen können. Stattdessen wird die Verantwortung den Agenturen und dem Staat zugewiesen. Am öffentlichen System wird zudem bemängelt, dass die Finanzierung der Betagtenbetreuung ungenügend ist. Der Diskurs kann dadurch eine Unzufriedenheit mit der herrschenden gesellschaftlichen Ordnung auslösen oder verstärken. Alternative Wohnformen zwischen den beiden Polen Wohnen zu Hause und Leben im Heim werden im Diskurs häufig ignoriert, was die Legitimität von Betreuungsarrangements mit Care-Migrantinnen möglicherweise erhöht. Das Hervorheben des Booms könnte ausserdem eine selbsterfüllende Prophezeiung sein. Auffallende blinde Flecken im Diskurs sind erstens die männlichen Angehörigen der Betreuerinnen und zweitens Pendelmigrantinnen, die lieber dauerhaft in der Schweiz bleiben würden. Sie zeigen auf, dass die Interessen der Ausländer und Ausländerinnen im Diskurs kaum berücksichtigt werden.

10.3. Zukunft der Care-Migration und offene Fragen

Der gesamtgesellschaftliche Diskurs ergibt sich aus allen Diskurssträngen zusammen (Jäger und Jäger 2007, 30). Es ist wohl unmöglich diesen verzweigten, heterogenen Gesamtdiskurs zu erfassen. Die Diskursanalyse möchte dieses Netz entwirren, wobei zunächst einzelne Diskurse oder Diskursstränge auf einzelnen diskursiven Ebenen herausgearbeitet und analysiert werden (ebd.). In der vorliegenden Studie wurde dementsprechend der schweizerische Diskurs zur privaten Betagtenbetreuung durch osteuropäische Care-Migrantinnen analysiert und dies auf Ebene der Medien. Falls zukünftig auch noch andere Ebenen dieses Diskurses untersucht würden, wäre es interessant zu erforschen, ob und wie diese miteinander verzahnt sind. Ausserdem könnte eine Analyse der in den Medienberichten verwendeten Bilder spannende Resultate ergeben. Die vorliegende Diskursanalyse befasste sich nicht mit der Veränderung des Diskurses im Laufe der Zeit. In einigen Jahren wird es möglich sein eine diachrone Dimension anzuwenden und historische Entwicklungen sichtbar zu machen. Michel Foucault nennt dies Archäologie des Wissens – sie untersucht die Entstehung und Entwicklung von Diskursen (ebd., 31). Sie wäre Grundlage für eine vage diskursive Prognostik, die mittels unterschiedlicher in der Zukunft erwartbarer diskursiver Ereignisse bestimmte Szenarien beschreiben könnte (ebd., 31-32). Interessant wäre beispielsweise zu untersuchen, wie sich das Öffentlichkeitsverhalten der Care-Migrantinnen im Laufe der Zeit verändert. Vor und während dem Verfassen dieser Studie trat eine zunehmende Anzahl osteuropäischer Betreuerinnen aus der Unsichtbarkeit hervor. Durch die Annahme der Masseneinwanderungsinitiative im Frühling 2014 könnte sich das wieder verändern.

Eine Lösung der Problematik rund um die Betagtenbetreuung geschieht offensichtlich nicht mittels isolierter Denkweisen. Wohlfahrts-, Gender- und Migrationsregimen müssen verknüpft betrachtet werden um nachhaltige Entwicklungen anzuregen (Lutz 2007, 230).

Literatur

Baghdadi, Nadia und Mandy Schöne (2011): Familie an der Schnittstelle von Transnationalismus, sozialer Unterstützung und Care. In: *Die soziale Welt quer denken*. Hrsg: Christian Reutlinger, Nadia Baghdadi und Johannes Kniffki. Berlin: Frank & Timme, 183-205.

Berndt, Christian und Marc Boeckler (2012): Geographies of Marketization. In: *The Wiley-Blackwell Companion to Economic Geography*. Hrsg: Trevor J. Barnes, Jamie Peck und Eric Sheppard. Chichester (UK): John Wiley & Sons.

Bublitz, Hannelore (2001): Differenz und Integration. In: *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse*. Hrsg: Reiner Keller, Andreas Hirsland, Werner Schneider und Willy Viehöver. Opfaden: Leske + Budrich, 225-260.

Bundesamt für Statistik (2008a): Demografische Alterung und soziale Sicherheit. *Demos. Informationen aus der Demografie* 4/2007.

Bundesamt für Statistik (2008b): Haushaltsszenarien: Entwicklung der Privathaushalte zwischen 2005 und 2030. Neuchâtel: Eidgenössisches Departement des Innern.

Bundesamt für Statistik (2010): Szenarien zur Bevölkerungsentwicklung der Schweiz 2010 – 2060. Neuchâtel: Eidgenössisches Departement des Innern.

Bundesamt für Statistik (2013a): Die Bevölkerung der Schweiz 2012. Neuchâtel: Eidgenössisches Departement des Innern.

Bundesamt für Statistik (2013b): Medienmitteilung vom 19.11.2013: Spitex entwickelt sich stärker als die Pflegeheime. Neuchâtel: Eidgenössisches Departement des Innern.

Bundesamt für Statistik (2014): Natürliche Bevölkerungsbewegung nach Geschlecht, 1871-2012.

Carabine, Jean (2001): Unmarried Motherhood 1830-1990: A Genealogical Analysis. In: *Discourse as Data*. Hrsg: Margaret Wetherell, Stephanie Taylor und Simeon J. Yates. London: Sage Publications Ltd, 267-310.

Cox, Rosie (2012): Gendered Work and Migration Regimes. *Advances in Ecopolitics* 10, 33-52.

Dressel, Kathrin und Susanne Wanger (2008): Erwerbsarbeit: Zur Situation von Frauen auf dem Arbeitsmarkt. In: *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*. Hrsg: Ruth Becker und Beate Kortendiek. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 481-490.

Duden, Barbara (2009): Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Ein Rückblick. *Olympe, Feministische Arbeitshefte zur Politik* 30, 16-26.

EBG (2010): Anerkennung und Aufwertung der Care-Arbeit: Impulse aus Sicht der Gleichstellung. Bern: Eidgenössisches Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann.

EDA (2013): Informationsblätter "Die bilateralen Abkommen Schweiz-EU". Bern: Eidgenössisches Departement für auswärtige Angelegenheiten.

EJPD (2013): Bundesrat ruft Ventilklausele für EU-17 und EU-8-Staaten an. Medienmitteilung des Bundesrats, 24.04.2013.

Eurostat (2014): Monthly minimum wages – bi-annual data. European Union. http://appsso.eurostat.ec.europa.eu/nui/show.do?dataset=earn_mw_cur&lang=en (Zugriff: 28.04.2014).

Flügel, Martin (2013): Der Arbeitsmarkt für Betreuung und Pflege als zentrale politische Herausforderung einer alternden Gesellschaft. In: *Who cares? Pflege und Solidarität in der alternden Gesellschaft*. Hrsg: Schweizerisches Rotes Kreuz. Zürich: Seismo Verlag, 119-141.

Fraas, Claudia und Christian Pentzold (2008): Online-Diskurse – Theoretische Prämissen, methodische Anforderungen und analytische Befunde. In: *Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene*. Hrsg: Ingo H. Warnke und Jürgen Spitzmüller. Berlin/New York: de Gruyter, 291-326.

Gerhards, Jürgen, Friedhelm Neidhardt und Dieter Rucht (1998): Zwischen Palaver und Diskurs. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Gmür, Rahel und Marcel Rüfenacht (2010): Spitex. In: *Gesundheitswesen Schweiz 2010-2012*. Hrsg: Gerhard Kocher und Willy Oggier. Bern: Verlag Hans Huber, 391-401.

Gottschall, Karin und Tim Schröder (2013): ‚Familienlohn‘ - Entwicklung und sozialpolitische Flankierung der Erwerbseinkommen von Normalarbeitnehmern. *ZeS Report* 18, 01/2013.

Greuter, Susy und Sarah Schilliger (2010): »Ein Engel aus Polen«: Globalisierter Arbeitsmarkt im Privathaushalt von Pflegebedürftigen. In: *Krise. Lokal, global, fundamental: Denknetz Jahrbuch 2009*. Hrsg: Hans Baumann et al. Zürich: edition 8.

Hall, Stuart (2001): Foucault: Power, Knowledge and Discourse. In: *Discourse Theory and Practice*. Hrsg: Margaret Wetherell, Stephanie Taylor und Simeon J. Yates. London: Sage Publications Ltd, 72-81.

Hochschild, Arlie Russel (2001): Globale Betreuungsketten und emotionaler Mehrwert. In: *Die Zukunft des globalen Kapitalismus*. Hrsg: Will Hutton und Anthony Giddens. Frankfurt: Campus, 157-176.

Hochschild, Arlie R. (2003): Love and Gold. In: *Global Woman – Nannies, Maids, and Sex Workers in the New Economy*. Hrsg: Barbara Ehrenreich und Arlie R. Hochschild. New York: Metropolitan Books/ Henry Holt, 15-30.

Honegger, Kathrin I. (2014): „Ein Ort, wo man gut alt werden kann“: Das Wohnen in einer Hausgemeinschaft 60+ aus der Sicht der Bewohnenden. Masterarbeit am Geographischen Institut der Universität Zürich.

Höpflinger, François, Lucy Bayer-Oglesby und Andrea Zumbrunn (2011): Pflegebedürftigkeit und Langzeitpflege im Alter: Aktualisierte Szenarien für die Schweiz. Bern: Hans Huber.

Höpflinger, François (2013): Angehörige im Spannungsfeld traditioneller Familienbilder und neuer gesellschaftlicher Realitäten. In: *Who cares? Pflege und Solidarität in der alternden Gesellschaft*. Hrsg: Schweizerisches Rotes Kreuz. Zürich: Seismo Verlag, 66-81.

Huber, Manfred, Ricardo Rodrigues, Frédérique Hoffmann et al. (2009): *Facts and Figures on Long-Term Care – Europe and North America*. Vienna: European Centre for Social Welfare Policy and Research.

Iecovich, Esther (2011): What Makes Migrant Live-in Home Care Workers in Elder Care Be Satisfied With Their Job? *The Gerontologist* 51, Nr. 5, 617-629.

Jäger, Siegfried (2004): *Kritische Diskursanalyse: Eine Einführung*. Münster: Unrast Verlag.

Jäger, Margarete und Siegfried Jäger (2007): *Deutungskämpfe: Theorie und Praxis Kritischer Diskursanalyse*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Karakayali, Juliane (2010): Die Regeln des Irregulären – Häusliche Pflege in Zeiten der Globalisierung. In: *Transnationale Sorgearbeit*. Hrsg: Kirsten Scheiwe und Johanna Krawietz. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 151-169.

Keller, Reiner (2001): Wissenssoziologische Diskursanalyse. In: *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse*. Hrsg: Reiner Keller, Andreas Hirsland, Werner Schneider und Willy Viehöver. Opladen: Leske + Budrich, 113-143.

Keller, Reiner (2004): *Diskursforschung – Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen*. Wiesbaden: VS Verlag.

Knobloch, Ulrike (2013): Sorgeökonomie als kritische Wirtschaftstheorie des Sorgens. In: *Care statt Crash*. Hrsg: Denknetz. Zürich: edition 8, 9-23.

Lanz, Anni (2009): Frauenmigration – Bedeutung für die Pflege und die Betreuung in der Schweiz. *Olympe, Feministische Arbeitshefte zur Politik* 30, 115-119.

Lutz, Helma (2007): »Die 24-Stunden-Polin« – Eine intersektionelle Analyse transnationaler Dienstleistungen. In: *Achsen der Ungleichheit*. Hrsg: Cornelia Klinger, Gudrun-Axeli Knapp, Birgit Sauer. Frankfurt/New York: Campus Verlag, 210-230.

Lutz Helma (2010): Unsichtbar und unproduktiv? Haushaltsarbeit und Care Work – die Rückseite der Arbeitsgesellschaft. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 35, Nr. 2, 23-37.

Madörin, Mascha (2010): Care Ökonomie – eine Herausforderung für die Wirtschaftswissenschaften. In: *Gender and Economics. Feministische Kritik der politischen Ökonomie*. Hrsg: Christine Bauhardt und Gülay Çağlar. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 81-104.

McDowell, Linda, Kathryn Ray, Diane Perrons et al. (2005): Women's paid work and moral economies of care. *Social and Cultural Geography* 6, Nr. 2, 219-235.

Medici, Gabriela (2012): Hauswirtschaft und Betreuung im Privathaushalt: Rechtliche Rahmenbedingungen. Juristisches Dossier im Auftrag der Fachstelle für Gleichstellung der Stadt Zürich, der Gewerkschaft VPOD und der Gewerkschaft Unia.

Medici, Gabriela und Sarah Schilliger (2012): Arbeitsmarkt Privathaushalt – Pendelmigrantinnen in der Betreuung von alten Menschen. *Soziale Sicherheit CHSS*, Nr. 1/2012, 17-20.

Metz-Göckel, Sigrid (2010a): Einleitung. In: *Migration als Ressource*. Hrsg: Sigrid Metz-Göckel, A. Senganata Münt, Dobrochna Kalwa. Opladen und Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich, 11-26.

Metz-Göckel, Sigrid (2010b): Arbeitspendeln und Lebensarbeit. In: *Migration als Ressource*. Hrsg: Sigrid Metz-Göckel, A. Senganata Münt, Dobrochna Kalwa. Opladen und Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich, 27-59.

Niklaus, Pierre-Alain (2013): *Nicht gerufen und doch gefragt: Sans-Papiers in Schweizer Haushalten*. Basel: Lenos Verlag.

OECD (2013): Health Data 2011. <http://www.oecd.org/switzerland/Briefing-Note-SWITZERLAND-2013.pdf> (Zugriff: 07.05.2014).

Parreñas, Rhacel Salazar (2001): *Servants of Globalization: Women, Migration and Domestic Work*. Stanford: Stanford University Press.

Schilliger, Sarah (2009): Who cares? Care-Arbeit im neoliberalen Geschlechterregime. *Widerspruch* 56, 93-106.

Schilliger, Sarah (2011): Global anheuern, lokal einsetzen – Osteuropäerinnen in Schweizer Haushalten von Pflegebedürftigen. Verschriftlichtes Referat der Tagung „Arbeitsmarkt Privathaushalt – Betagtenbetreuung durch Migrantinnen“, Volkshaus Zürich, 11. November 2011.

Schilliger, Sarah (2013): Transnationale Care-Arbeit: Osteuropäische Pendelmigrantinnen in Privathaushalten von Pflegebedürftigen. In: *Who cares? Pflege und Solidarität in der alternden Gesellschaft*. Hrsg: Schweizerisches Rotes Kreuz. Zürich: Seismo Verlag, 142-161.

Schilling, Linda (2012): Legitimationsstrategien von Betreuungsunternehmen im Home Care Markt. Masterarbeit am Geographischen Institut der Universität Zürich.

Stingelin, Sina, Sarah Schilliger und Nadia Baghdadi (2012): Yes, we care. Eine Studie im Auftrag der Abteilung Gleichstellung von Frauen und Männern Basel-Stadt. Präsidialdepartement des Kantons Basel-Stadt.

Strüver, Anke (2011): Zwischen Care und Career – Haushaltsnahe Dienstleistungen von transnational mobilen Migrantinnen als strategische Ressourcen. *Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie* 55, Nr. 4, 193-206.

Strüver, Anke (2013): „Ich war lange illegal hier, aber jetzt hat mich die Grenze übertreten“ – Subjektivierungsprozesse transnational mobiler Haushaltshilfen. *Geographica Helvetica* 68, 191-200.

Truong, Jasmine (2011): Arbeit, Arbeitsidentität, Arbeitsplatz. Die neuen Wanderarbeiterinnen in der Sorgewirtschaft. Masterarbeit am Geographischen Institut der Universität Zürich.

Truong, Jasmine, Karin Schwiter und Christian Berndt (2012): Arbeitsmarkt Privathaushalt. Charakteristika der Unternehmen, deren Beschäftigungsstruktur und Arbeitsbedingungen. Eine Studie im Auftrag der Fachstelle für Gleichstellung der Stadt Zürich. Geographisches Institut der Universität Zürich.

Unia (2014): Gute Arbeitsbedingungen in der privaten Altersbetreuung. Medienmitteilung vom 25.05.2014.

Van Holten, Karin (2011): Ein zweiseitiges Schwert. *Care Management* 4, Nr. 6, 20-23.

Van Holten, Karin und Iren Bischofberger (2012): Globalisierung im Privathaushalt. *NOVAcura*, Nr. 4/2012, 45-47.

Van Holten, Karin, Anke Jähnke und Iren Bischofberger (2013): Care-Migration – transnationale Sorgearrangements im Privathaushalt. *Obsan Bericht* 57.

Waite, Gordon (2010): Doing Foucauldian Discourse Analysis – Revealing Social Realities. In: *Qualitative Research Methods in Human Geography*. Hrsg: Iain Hay. Don Mills, Canada: Oxford University Press, 217-240.

WBF (2014): Informationen zum NAV Hauswirtschaft (Stand 1. Januar 2014). Bern, 10.01.2014.

WEMF (2012): *Auflagebulletin 2012. Basis: 01.07.2011 – 30.06.2012*. Zürich: WEMF AG für Werbemedienforschung.

Wigger, Annegret, Nadia Baghdadi und Bettina Brüscheiler (2013): „Care“-Trends in Privathaushalten: Umverteilen oder auslagern? In: *Who cares? Pflege und Solidarität in der alternden Gesellschaft*. Hrsg: Schweizerisches Rotes Kreuz. Zürich: Seismo Verlag, 82-103.

Winker, Gabriele (2011): Soziale Reproduktion in der Krise – Care Revolution als Perspektive. *Das Argument* 53, Nr. 3, 333-344.

Yeates, Nicola (2004): Global Care Chains. *International Feminist Journal of Politics* 6, Nr. 3, 369-391.

Zumbrunn, Andrea und Lucy Bayer-Oglesby (2010): Pflege durch Angehörige. In: *Gesundheitswesen Schweiz 2010-2012*. Hrsg: Gerhard Kocher und Willy Oggier. Bern, Verlag Hans Huber, 275-280.

Analysierte Medienberichte

20 Minuten (2011): Pendel-Migration als neue Form von Gastarbeit. 12.01.2011.

24 heures (2013): Venues de l'Est, elles gardent nos aînés. 07.08.2013, 4.

Basler Zeitung (2010a): Betagtenpflege zu Tiefstpreisen. 25.05.2010, 1.

Basler Zeitung (2010b): Eine Lücke im System. 25.05.2010, 2.

Basler Zeitung (2010c): Pflegehilfen aus Osteuropa. 25.05.2010, 35-37.

Basler Zeitung (2012): Engel aus dem Osten bleiben 90 Tage in Basel. 23.11.2012, 3.

Basler Zeitung (2013): TV-Kritik: Zufriedene Betagte hier, einsame Kinder dort. 21.06.2013.

Basler Zeitung (2013): Aschenputtel aus dem Osten. 07.08.2013, 4.

Basler Zeitung (2013): Prominente Care-Arbeiterin entlassen. 28.08.2013, 13.

Beobachter (2010): Der Schwiegersohn zum Mieten. 22.07.2010.

Beobachter (2011): Pflegen für einen Hungerlohn. 21.07.2011, 20-21.

Beobachter (2013): Prix Courage 2013. 09.08.2013.

Beobachter (2013): Domanska wehrt sich gegen Entlassung. 26.08.2013.

Berner Zeitung (2006): Ein Aupair für das Grosi. 28.08.2006.

Berner Zeitung (2011a): Polnische Frauen ersetzen das Pflegeheim. 05.11.2011, 29.

Berner Zeitung (2011b): Auf die Entscheidung folgt ein Happy End. 05.11.2011, 30-31.

Berner Zeitung (2013): Statistisches Niemandsland. 24.07.2013.

Blick (2011): Jetzt kommen die Dumpingpflegerinnen. 22.07.2011.

Blick (2012a): Caritas holt Rumäninnen. 17.12.2012.

Blick (2012b): Caritas holt rumänische Pflegerinnen für Betagte in die Schweiz. 17.12.2012, online.

Blick (2013): Caritas fordert bessere Arbeitsbedingungen für Pflegemigrantinnen. 11.04.2013.

Blick (2013): Ost-Frauen arbeiten für 1200 Franken im Monat. 25.07.2013.

Blick am Abend (2013): Pflegerinnen als moderne Sklaven. 24.07.2013, 5.

Der Bund (2013): Auf den Minenfeldern der Gesellschaft. 05.06.2013.

Der Bund (2013): Pflege-Migration. 12.03.2013, 6.

Die Nordwestschweiz am Sonntag (2012a): Ausländerinnen füllen die Lücke. 19.02.2012, 47.

Die Nordwestschweiz am Sonntag (2012b): Neustart: Neuer Job, neues Land, neue Mentalität und Polenta. 19.02.2012, 49.

Die Nordwestschweiz am Sonntag (2012): Verband wehrt sich gegen Seniorenpflege für 3 Franken pro Stunde. 18.11.2012.

Die Nordwestschweiz BL (2013): Polnische Pflegerin wehrt sich gegen 24-Stunden-Job. 01.05.2013.

Die Nordwestschweiz BL (2013): Care-Migrantin will 5000 Franken pro Monat und bessere Arbeitsbedingungen. 11.06.2013.

Die Nordwestschweiz BL (2013): Gewerkschaft will Kündigung der couragierten Care-Migrantin anfechten. 27.08.2013.

Die Nordwestschweiz BS (2012): Caritas holt rumänische Pflegerinnen für Betagte in die Schweiz. 17.12.2012.

Die Nordwestschweiz BS (2013): Caritas fordert bessere Arbeitsbedingungen für Pflege-Migrantinnen. 11.04.2013.

Die Nordwestschweiz BS (2013): Betreuungs-GAV gegen die Missstände. 28.05.2013, 17.

Die Nordwestschweiz BS (2013): Care-Migrantin will 5000 Franken pro Monat und bessere Arbeitsbedingungen. 11.06.2013.

Die Nordwestschweiz BS (2013): Private Spitexbetreiberin wehrt sich: «Wir sind keine Sklaventreiber». 25.06.2013.

Die Nordwestschweiz SO (2012): Tickt da eine soziale Zeitbombe? 29.08.2012.

Die Nordwestschweiz SO (2013): Wir sind doch keine Sklavinnen, sondern Menschen mit Gefühlen. 11.06.2013.

La Côte (2013): Soignantes d'Europe de l'Est face à des conditions précaires. 07.08.2013, 19.

Le Matin (2012): Des aides-soignants roumains pour les soins à domicile. 17.12.2012.

Migros-Magazin (2009): Sorgenkind Alterspflege. 07.12.2009, 10-15.

Neue Luzerner Zeitung (2012): Rumänische Pflegerinnen betreuen Senioren. 17.12.2012, online.

Neue Luzerner Zeitung (2012): Betreuung zum Dumpingpreis. 18.12.2012.

Neue Luzerner Zeitung (2013): Betreuung zu Hause wird stärker kontrolliert. 17.04.2013.

Neue Luzerner Zeitung (2013): Caritas-Projekt: Nachfrage harzt. 31.07.2013.

NZZ (2009): Pflegepersonal verzweifelt gesucht. 12.12.2009, 11.

NZZ (2010): Wie unsichtbare Migrantinnen Italien zusammenhalten. 29.12.2010, 8.

NZZ (2011a): Billig-Pflegerinnen aus Osteuropa strömen in die Schweiz. 13.03.2011, 1.

NZZ (2011b): Eine Altenpflegerin für weniger als 2000 Franken. 13.03.2011, 9.

NZZ (2011): Über den Job eine zweite Familie gefunden. 27.06.2011.

NZZ (2011): "Pendelmigrantinnen" als Hausangestellte. 12.11.2011, 20.

NZZ (2012): Konkurrenzkampf um Betreuung von Betagten. 04.01.2012, 13.

NZZ (2012): Heikles Betreuen rund um die Uhr. 12.01.2012, 21.

NZZ (2012): Lückenhafte Rechtslage bei Rundumbetreuung. 06.06.2012, 18.

NZZ (2012): Mit Verband gegen Missbräuche. 08.11.2012.

NZZ (2012a): Caritas-Dienst für temporäres Personal aus Rumänien. 18.12.2012.

NZZ (2012b): Geordnete Betreuungs-Migration. 18.12.2012, 11.

NZZ (2013): Experten bemängeln Wissenslücken. 23.07.2013.

NZZ (2013): Pflegerinnen aus Osteuropa. 06.08.2013.

NZZ am Sonntag (2004): Geldüberweisungen von Einwanderern sind nützlich. 26.12.2004, 15.

NZZ am Sonntag (2011): Eine Altenpflegerin für weniger als 2000 Franken. 13.03.2011, 9.

NZZ am Sonntag (2012a): Bund lässt Haushaltshilfen kontrollieren. 05.02.2012, 15.

NZZ am Sonntag (2012b): Wie polnische Haushaltshilfen in die Schweiz gelangen. 05.02.2012, 15.

NZZ am Sonntag (2013): Caritas fordert bessere Arbeitsbedingungen für Pflege-Migrantinnen. 11.04.2013.

NZZ am Sonntag (2013): Besserer Schutz für Hausangestellte. 18.08.2013, 7.

Schweizer Illustrierte (2010): Daheim statt ins Heim. 15.11.2010, 36-41.

SDA (2013a): Caritas: Legale Betreuung durch Pflegende aus Rumänien. 06.08.2013.

SDA (2013b): Pflegerinnen aus Osteuropa oder „Aschenputtel aus dem Osten“. 06.08.2013.

SonntagsZeitung (2011): Bund geht gegen illegale Pflege-Agenturen vor. 26.06.2011, 55.

SonntagsZeitung (2012): Der Pflegefall. 16.12.2012.

SRF 10vor10 (2013): Sieben Tage Arbeit, fünf Tage Lohn. 01.05.2013.

SRF 10vor10 (2013): McCare: Systematische Scheinselbständigkeit. 02.05.2013.

SRF 10vor10 (2013): Pflegen für 1200 Franken. 13.08.2013.

SRF 10vor10 (2013): Mutige Pflegerin entlassen. 23.08.2013.

SRF Club (2013): Gesucht: Pflegerin aus dem Osten. 13.08.2013.

SRF DOK (2013): Hilfe aus dem Osten - Pflegemigrantinnen in der Schweiz. 20.06.2013.

SRF Doppelpunkt (2013): Wir sind die Aschenputtel aus dem Osten. 18.06.2013.

SRF Espresso (2013): Altersbetreuung aus ehemaligen Ostblockländern. 18.06.2013.

SRF Kassensturz (2009): Die Schattenseiten des Booms. 22.09.2009.

SRF Konsum (2013): Immer mehr Altenpfleger aus dem Ostblock. 17.06.2013.

SRF Kontext (2011): Osteuropäerinnen lindern den Pflegenotstand. 10.01.2011.

SRF News (2013): "Care Migrantinnen" in der Schweiz. 24.07.2013.

SRF News Ostschweiz (2013): Care-Migrantinnen: St. Gallen will Anlaufstelle einrichten. 02.05.2013.

SRF Rundschau (2011): Billige Polinnen. 29.06.2011.

SRF Tagesschau (2012): Caritas will geordnete Arbeitsverhältnisse für Pflegerinnen. 17.12.2012, 12.45 Uhr.

St. Galler Tagblatt (2011a): Eine böse Kette von Abhängigkeiten. 28.02.2011.

St. Galler Tagblatt (2011b): In der Not wachen illegale Engel. 28.02.2011.

St. Galler Tagblatt (2011): Billigpflege kann teuer werden. 05.03.2011.

St. Galler Tagblatt (2011): Kanton will Billigpflege regeln. 14.10.2011.

St. Galler Tagblatt (2011c): Care-Migrantinnen im Visier. 15.10.2011.

St. Galler Tagblatt (2011d): St. Gallen will Osteuropäerinnen für häusliche Pflege ausbilden. 15.10.2011, 1.

St. Galler Tagblatt (2011e): Würth: «Kontrolle verbessern». 15.10.2011.

St. Galler Tagblatt (2012): Pflege zum Dumpingpreis. 18.12.2012, 6.

St. Galler Tagblatt (2013): Grosse Wissenslücken bei Pflege-Migration. 23.07.2013.

St. Galler Tagblatt (2013): Prekäre Zustände in der Pflege. 24.07.2013, 5.

Tages Anzeiger (2008a): Betagtenbetreuung wird Riesengeschäft. 08.09.2008, 1.

Tages Anzeiger (2008b): Betagte betreuen wird zum Geschäft. 08.09.2008, 25.

Tages Anzeiger (2009): Ein Aupair aus Ostdeutschland kümmert sich ums Grosi. 10.09.2009.

Tages Anzeiger (2011): Ein Mindestlohn ohne wirksame Kontrolle. 05.09.2011, 43.

Tages Anzeiger (2012): Pflegen für einen Hungerlohn. 05.06.2012.

Tages Anzeiger (2012a): Private Pflegerinnen arbeiten unter widrigen Umständen. 06.06.2012, 1.

Tages Anzeiger (2012b): Privatpflege nicht nur für die Reichen. 06.06.2012, 2.

Tages Anzeiger (2012c): Haushaltshilfen aus Osteuropa schufteten zu Minimal-Löhnen. 06.06.2012, 13.

Tages Anzeiger (2012): Rumänische Pflegerinnen werden Schweizer Betagte betreuen. 17.12.2012.

Tages Anzeiger (2012): Caritas stellt rumänisches Pflegepersonal an. 18.12.2012, 5.

Tages Anzeiger (2012a): Die guten Hände von Krisztina und Ioana. 19.12.2012.

Tages Anzeiger (2012b): So funktioniert der Pflege-Graumarkt in der Schweiz. 19.12.2012.

Tages Anzeiger (2012): Die Pflege von alten Menschen muss uns mehr wert sein. 21.12.2012.

Tages Anzeiger (2013): Ins Ausland, um in der Heimat leben zu können. 12.03.2013, 4.

Tages Anzeiger (2013): «Herr Meier spricht ja nicht immer Schweizerdeutsch mit mir». 16.05.2013, 4.

Tages Anzeiger (2013): Grosse Unterschiede bei Betreuungskosten. 17.06.2013, 34.

Tages Anzeiger (2013): TV-Kritik: Leid und Tod, Stress und Zeitdruck. 14.08.2013.

Tages Anzeiger Magazin (2008): Wohin mit euch? 09.08.2008, 8-15.

Weltwoche (2013): Wende im Fall Domanska. 29.08.2013, 30.

WOZ (2006): Alt werden und alt sein. 30.11.2006.

WOZ (2009): Ein Engel aus Polen. 05.11.2009.

WOZ (2012): Das macht dich allmählich selbst krank. 22.03.2012.

WOZ (2013): Löhne von 1200 Franken, das geht nicht. 20.06.2013, 5.

Persönliche Erklärung

„Ich erkläre hiermit, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig verfasst und die den verwendeten Quellen wörtlich oder inhaltlich entnommenen Stellen als solche kenntlich gemacht habe.“

Isabelle Thurnherr